

Er scheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage.

Abonnementspreis monatlich 60 Pf.
vierteljährlich 1.60 Mk.
jährlich 3.20 Mk.
Durch die Post bezogen 1.60 Mk. inkl. Postgebühren.

Die „Reise Welt“
(Anzeigenschein), monatlich 10 Pf.

Verlags- und Druckerei:
Redaktion: Nr. 888,
Expedition: Nr. 1047,
Giesengasse 10.
Postamt Halle/Saale.

Sozialist

Inferionsgebühr
besteht für die 6 gepaltene
Teilweise oder deren Anzahl
30 Pfennig.
Für auswärtsige Anzeigen
25 Pfennig.
Im reaktionellen Falle
kann die Stelle 75 Pfennig
betragen.

Inferate
für die Fälle: Nummer
müssen (spätestens die vor-
mittags 10 Uhr) der
Expedition aufgegeben
sein.

Eingetragen in die
Postzeitungsliste.

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Muerfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Erkartsberga und die Mansfelder Kreise.
Expedition: Part. 42/43. Geöffnet werktags von 7 Uhr früh bis 7 Uhr nachm. ■ Redaktion: Part. 42/43. Sprechstunde werktags 1/2-1/2 Uhr mittags.

Der schwarze Tod.

Daß bei einer Beschäftigung fern vom Sonnenlicht und frischer Luft die Körperkräfte rascher als sonst gerüttelt werden, ist leicht verständlich und allgemein bekannt. Wie stark sich der gesundheitschädliche Einfluß der unterirdischen Arbeit äußert, dafür hat es bisher zwar nicht an einzelnen Nachweisungen gefehlt, dagegen mangelte es an Beobachtungsresultaten, die aus der ärztlichen Behandlung einer größeren Masse von Untertagsarbeitern gewonnen wurde. Diese Lücke füllt der neueste Bericht des Allgemeinen Knappschaftsvereins für die Ruhrbergleute in vorzüglicher Weise aus. Da in diesem Verein 1910 durchschnittlich 351.188 Kohlenbergwerksarbeiter gegen Kranheitsfolgen vertrieben waren, so bezieht die Vereinsstatistik fast die Hälfte aller preussischen Kohlenbergleute. Aus der Kranheitsbewegung einer so großen Masse von Berufsgenossen lassen sich allgemein gültige Schlüsse über die Gesundheitsverhältnisse der Bergarbeiter überhaupt ziehen.

Die zunächst auffallende Beobachtung ist eine außerordentlich hohe krankmäßige Erkrankungsrate und ihre Zunahme in den letzten Jahren. Von 100 Knappschaftsmitgliedern erkrankten 1908: 61,3; 1909: 64,8; 1910: 65,8. Danach ist die Beschäftigung der Untertagsarbeiter in der Presse und in den gelegentlichen Körperkämpfen, der Gesundheitszustand der Grubenarbeiter habe sich gebessert, unbeweisbar. Hierbei fällt noch sehr erschwerend ins Gewicht, daß unter den Bergarbeitern die Altersklassen zwischen 16 bis 35 Jahren weit überwiegen, während Arbeiter über 35 Jahren nur ungewöhnlich schwache Prosentage der Gesamtzahl ausmachen. Wir haben es also in den Erkrankten vorwiegend mit Jugendlichen und Arbeitern im frühen Mannesalter zu tun. Um so schlimmer ist die hohe Zahl der Erkrankungen.

Auch die Arbeit in den zu den Gruben gehörigen Obertagsanlagen ist keine leichte. Hier ist die regelmäßige Arbeitszeit noch oft um mehrere Stunden länger als unter Tage. Daß aber die Untertagsarbeiter besonders hohe Lebensgefahren umgehen, geht deutlich aus folgender Aufstellung hervor. Von je 100 sind erkrankt (abgeschlossene Erkrankungsgruppen):

	1908	1909	1910
Untertagsarbeiter	65,5	68,2	69,3
Obertagsarbeiter	49,0	49,9	48,9
Beamte	30,1	30,3	29,0
Insgesamt	61,1	63,4	63,7

Diese Uebersicht spricht Bände von den Gefahren der Untertagsarbeit. Die Zahl der hierbei Erkrankten ist um 43 bis 45 Proz. höher als die der erkrankten Obertagsarbeiter, die auch durchaus nicht etwa mit leichter Arbeit beschäftigt werden. Berücksichtigt man nun auch, daß sich unter den Obertagsarbeitern die früheren Untertagsarbeiter befinden, die wegen innerlicher Krankheiten oder erlittener Unfälle nicht mehr unter Tage schaffen können. Nachdem diese Leute oder Tage angelegt sind, hat sich ihr Gesundheitszustand erheblich gebessert, obgleich sie weiter kräftig arbeiten müssen.

Wie stark der gesundheitschädliche Einfluß einer bestimmten unterirdischen Beschäftigung ist, beweist die geforderte Betrachtung der einzelnen Arbeitergruppen. Stellt man sämtliche Erkrankungsgruppen zur Berechnung, dann entfallen (1910) auf je 100 Obertagsarbeiter 49, auf unter Tage beschäftigten Zimmerbauer 50, auf Schläpfer 65 und auf Bauer 70 Krankeitsfälle! Die Kategorie der Bauer und Schläpfer, die „eigenlichen Bergleute“, stellen danach den weitaus höchsten Prozentfuß der Erkrankten, obgleich ihre Arbeitszeit gewöhnlich die kürzeste ist und die überwiegende Mehrzahl aus Leuten zwischen 20-35 Jahren besteht! Die außerordentlich hohe Gesundheitsgefährlichkeit der Bauer- und Schläpferarbeit ist somit unbestreitbar festzustellen.

Trennt man die Erkrankungsfälle nach der Art ihrer Entstehung, dann tritt die große Lebensgefahr, in der sich die Untertagsarbeiter befinden, wieder auffallend hervor. Von den Erkrankungsgruppen infolge Betriebsunfällen kamen auf je 100:

	1908	1909	1910
Untertagsarbeiter	18,2	17,2	19,1
Obertagsarbeiter	12,5	15,5	12,1
Beamte	0,5	0,5	0,5
Insgesamt	16,8	16,1	17,2

Das die Unfallgefahr unter Tage hoch ist, ist allgemein bekannt. Die aus der obigen Uebersicht hervorgehenden starken Unterschiede zwischen den Unfallziffern sind doch eine sehr ernste Mahnung an die beteiligten Bergwerksbetriebe, sich zu entscheiden, ob der derzeitige Stand unserer Bergbauverhältnisse der Grubenarbeiter angepaßt ist. Diese Entscheidung kann nur im Sinne einer gründlichen Reform der Bergbauverhältnisse ausfallen.

Gruppieren man die nicht infolge Betriebsunfälle entstandenen Erkrankungsgruppen nach den beteiligten Arbeitergruppen, so stellt sich heraus, daß von je 100 Krankester:

	1908	1909	1910
Untertagsarbeiter	47,3	51,0	50,2
Obertagsarbeiter	36,5	34,3	36,8
Beamte	25,0	24,0	23,9
Insgesamt	44,4	46,8	46,5

Wieder sehen die Untertagsarbeiter hoch oben an. Aus der weit unter dem Durchschnitt bleibenden Erkrankungsrate der

Beamten, von denen der größte Teil meist unterirdische Aufsichtsdienste zu versehen hat, geht hervor, von welcher Bedeutung auch die bessere Beschäftigung, die eine bessere Lebenshaltung ermöglicht, für die Krankeitsverhütung ist. Auf einen Beamten im Ruhrbergbau entfiel 1910 eine durchschnittliche Lohnsumme von 2315 Mk., auf die Arbeiterkolonnen (Bauer und Schläpfer) nur durchschnittlich je 1589 Mk. Sein Lohnmehr von fast 1000 Mk. schützte dem Beamten eine Lebenshaltung, die ihm die gesundheitslichen Gefahren des Berufes leichter ertragen ließ. Ein vorzügliches Vorbereitungsmitglied gegen die beruflichen Gesundheitsgefahren ist ungemessenheit eine kräftige Ernährung der Bergbauern. Damit steht auf demselben im Widerspruch die Erfahrung, daß die am besten entlohten Arbeitergruppen die höchsten Krankeitsziffern aufweisen. Dieser Widerspruch ist aber nur ein scheinbarer. Jene Arbeitergruppen haben eben die schwerste und gefährlichste Beschäftigung, zu der die Entlohnung nicht im richtigen Verhältnis steht. Der Lohn reicht nicht hin für eine Lebenshaltung, die geeignet ist, den enormen Kraftverbrauch der Arbeiter zu erlösen. Man bemerkt dies auch deutlich aus der großen Zahl von Arbeitern, die 1910 infolge andauernder Krankheit inwalleriert worden sind, obwohl sie erst 25 bis 40 Jahre alt waren! Ihre Arbeitskräfte waren also schon in einem Alter verbraucht, in dem besser gelebete Bürger sich förmlich am Wohlsein befinden.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß auf die 351.188 Mitglieder der Knappschaftsvereine lediglich nicht weniger als 31.606 Krankheitsfälle entfielen, dann 60.240 infolge Betriebsunfällen entstanden, und daß insbesondere von den für die Brennstoßgewinnung vornehmlich in Betracht kommenden Bauern und Schläpfen 65-70 pro 100 erkrankten, dann versteht man die Erbitterung der Bergarbeiter über die ihr anzuwendende Lohnsätze, unzureichende Arbeitszeiten, die mangelhafte der Bergarbeiter regierungsfähig vorgeschlagene Gesetzentwürfe gingen um den Kern des Uebels: die faktische Rechtslosigkeit der Arbeiter bei der Festsetzung des Arbeitsvertrages, bestimmt hermit; und doch werden die Gesetzentwürfe noch weiter verschlechtert durch die Werksparteien. Gestützt auf ihr vom Staate erhaltenes Ausbeutungsmonopol führen sich die Betriebsparteien gegen die Arbeiter als absolute Herren an. Nicht Anerkennung des Arbeiters als gleichberechtigten vollverantwortlichen Faktor, sondern abschließliche Zurückweisung seiner berechtigten Ansprüche auf menschliche Rücksichtnahme ist das Programm der Werksvereinigungen gegenüber den Kohlenarbeitern. Zu Hunderten werden je jährlich fürchterlich vernichtet, zu Tausenden und Hunderten werden je jährlich mehr oder weniger arg verkrüppelt, in frühen Jahren ist der Kohlenarbeiter förmlich dem Säckchen verfallen.

Der Rechenkapitalismus aber setzt alle Kraft ein, um die organisatorischen Verbesserungsbestrebungen der Grubenproleten wieder zu nebeln. Wenn dann der jahrelang verhallende Anruf der Arbeiter sich in Massenbewegungen Luft macht, so tun die Unternehmer als ob sie von dem Zusammenbruch der Wirtschaften völlig überrascht seien und täuschen nach Ausnahmegeboten gegen die durch Herrenübermut zur Wut gereizten Knappen.

Das Gerede um Marokko.

Am Montag hat der zurückgekehrte Herr Cambon der deutschen Regierung die französischen Forderungen zur Beilegung des Marokkoproblems überreicht. Am Abend des Dienstag schreibt die Nordd. Allgem. Zeitung:

Die in den Marokkoverhandlungen eingetretene Unterbrechung hat ihr Ende erreicht. Die Verhandlungen zwischen dem Staatssekretär v. Mitterler-Wächter und dem französischen Vorkonferenzen sind gestern wieder aufgenommen worden. Den Umständen nach kann mit einem glatteren Verlauf der Verhandlungen gerechnet werden als vor der Pause.

Diese hoffnungsvolle Stimmung hat sich von der früheren Meldung unterscheiden lassen, daß schon vor der Pause eine Verständigung über die Grundlinien eines neuen Marokkoabkommens erfolgt sei. Schon im Juli hatte man sich beinahe geeinigt, als durch das Treiben der Chauvinisten von hiesigen und drüben plötzlich eine unerwartete Störung entstand. Die Verhandlungen mußten abgebrochen werden, und Herr Cambon fuhr nach Paris, um sich mit neuen Aufträgen seiner Regierung zu versehen. Die deutsche Regierung hat seit vierwöchentlichen Stunden amtliche Kenntnis von den Fortschritten der Verhandlung, die erklärt ist in ihrem Organ, den Umständen nach kann mit einem glatteren Verlauf der Verhandlungen gerechnet werden als vor der Pause. Man darf daraus schließen, daß ihr das französische Angebot im großen Ganzen höchst annehmbar erscheint und daß der Abschluß der Verhandlungen durch eine beiden Teilen gerecht erscheinende Verständigung knapp bevorsteht.

Umgekehrt berichtet der Berliner Volksanzeiger, der ja wohl gegenwärtig als offiziös angesehen werden darf:

Der von dem Vorkonferenzen der französischen Republik überbrachte umfassende Vertragsentwurf, der zugeht unseren Auswärtigen Ante zur Prüfung unterliegt, bietet für eine glänzende Entscheidung der seitigen Marokkoangelegenheit vorläufig nur eine geringe Aussicht. Soviel weit wissen, ist unsere Regierung zugeht mit der Ausarbeitung von Gegenentwürfen beschäftigt. Wie es auch in der französischen Presse seit einiger Zeit schon betont wird, scheint Frankreich

in Bezug auf territoriale Kompensationen nicht fräueren zu wollen, wenn in Marokko in seinem Sinne keine Bahn geschaffen wird. Soweit wir unterrichtet sind, liegen die noch zu überwindenden Schwierigkeiten auf anderem Gebiete.

Die Kriegsgeschehnisse, die das Ende ihrer blutdürstigen Herrschaft nahen sehen, beileben sich noch zuguterletzt, den versinnlichten Jünglingen des Rittershabers neue Nahrung zu geben. Da sich das angeblühete Interview der Wiener Neuen Freien Presse mit dem Reichsfürstentum nicht weiter auszuschieben läßt, versuchen sie es jetzt mit der französischen „Revue“ von Toulon und bemühen sich mehrfach, die dort gehaltenen Reden in freigeistlichem Sinne auszulegen. Da aber die offiziellen Ansprachen nicht enthalten, was nicht bei ähnlichen Umständen auf deutscher Seite unangenehm hätte gegolten wäre, kommt ihnen ein Interview sehr gelegen, das ein Mitarbeiter des Pariser „Eclair“ Exzeption mit dem Marineminister Delcassé, dem früheren Minister des Auswärtigen, und Kommerzienrat Delcassé joll in diesem Interview gegeben haben.

Ich habe in Toulon nicht etwas sagen wollen, wie man es in Kiel macht, wo in der baulichen Flotte unvollständige Dreundnungs, die noch nicht einmal ihre Verlebenskosten gemacht haben, figurieren. Alle in Toulon vorgeführten Schiffe sind in kriegsmäßigen Stand gesetzt und bereit, sich unter guten Bedingungen zu schlagen.

Das ist offenbar Schwimbel, der nicht lange vorhalten wird. Wenn nun aber gar nichts mehr hilft, dann muß die Sozialistenhilfe helfen! Schon ist man eifrig dabei, der Regierung vorzumerken, sie treibe, wenn sie nicht noch weiter unvollständig den Frieden gefährden will, die Politik der Sozialisten in Frankreich anzuwenden sein werde. Es sind die Kanonen- und Panzerplattenblätter an der Spitze und am Rhein, die Post und die Rheinisch-Westfälische Zeitung, die diese neue Melodie anstimmen. Sie glauben, der Regierung den größten Trost anzutun, indem sie behaupten, daß ihr die Treue des Friedensvertrages als Bundesgenosse willkommen gewesen sein müßte.

Die Sozialdemokratie hat aber nicht den mindesten Anlaß, eine Regierung zu loben, die in nichts und weiter nichts Europa mehr als zwei Monate lang in Unruhe gehalten und dadurch alle bestialischen Instinkte der Kriegslüsterer in unverantwortlicher Weise angeizert hat. Wenn freilich auf der anderen Seite der Regierung ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie die Kette ihrer Fehler nicht „losgeworfen“ bis zum Wahnsinn des Verbrechens gereizt, daß sie sich mit der Entseffung von Kriegspannen begnügt hat, anstatt den Krieg selbst herbeizuführen, dann wird dagegen von sozialdemokratischer Seite eingewandt werden, daß die Regierung schließlich nur gehandelt hat, wie sie handeln mußte.

Man muß wirklich ein ganz heterodoxes Geschlecht und ein richtiger Landesverräter sein, wenn man das Land in einen Krieg verwickeln will, den die Masse des Volkes verabscheut. Ein Minister des Auswärtigen kann nun einmal nicht wie ein konservativer Parteiführer großspurig verfahren, er verzichte auf den Beifall der Massen. Denn auf die Massen kommt es im Kriege an, und durch die Drohung mit dem Kriegsmittel läßt sich die Bevölkerung, die zum Siegen gehört, nicht erlösen. Eine Regierung, die sich auf einen Krieg einläßt, ohne die Bevölkerung hinter sich zu haben, würde nicht nur verurteilt, sondern auch ein solches kommen. Dies ist der springende Punkt. Wenn der Krieg vermieden wird, so ist es nicht deshalb, weil Herr v. Mitterler ein braver Mann ist, sondern weil die Bedingungen für ihn nicht gegeben sind, weil die Kaiser ihn nicht wollen!

Die Folgen der Kriegsgeschehnisse.

In Stettin fand ein völliger „Rau“ auf die städtische Sparkasse statt. Die Leute verlangten ihr Geld zurück, nachdem das Gerücht Glauben gefunden hatte, daß im Falle einer Kriegserklärung die Mittel der Sparkassen von Reich und Reichthalb geteilt würden. In drei Tagen sind etwa eine halbe Million Gelder abgehoben worden. Der Vorstand der Sparkasse hat sich mit einer öffentlichen Erklärung an das Publikum gewandt.

Marmierende Gerichte waren am Sonntag auch in Heinslad verbreitet, weil angeblich ein Teil des im Mandorber festlichen 16. Armeekorps nach Wehr überbeordert worden sei. Gerüchte ähnlicher Art waren auch in anderen Teilen Deutschlands verbreitet.

Durch die Weigerung der Regierung, über ihre Pläne endlich einmal mitteilend dem Reichstag Auskunft zu geben und durch die Kriegsgeschehnisse, die zum Teil durch entschuldigende kapitalistischen Presse, können Handel und Wandel auf das schwerste gefährdet werden. Wie blühiger Hohn klingt es, wenn sich dieser Wirkung einer erbärmlichen, auf Gewinnjagd beruhenden Kriegsgeschehnisse, die Post, die am gewissenhaftesten gehet hat, in ihrer Abendausgabe vom Dienstag schreibt:

Die Stimmung in Frankreich und England, leider auch in Deutschland, wird immer nervöser. Die englisch-französische Forderung, die Nachrichten von den Kriegsvorbereitungen in England, Frankreich und Belgien, die bereits in der Presse erschienen sind, und französischer Staatsmänner und Diplomaten, das alles trägt dazu bei, die Menschen in Aufregung zu versetzen.

Nicht nur noch, daß die Post verweigern würde, gerade sie sei es gewesen, die stets zu Ruhe und Frieden gemahnt hat.

Politische Ueberricht.

Salle a. S. den 6. September 1911.

Die Flottentreiberei beginnt.

Das Präsidium des Deutschen Flottenvereins teilt in den Mitteilungen des Vereins mit, daß an die Einzelverbände die Aufforderung ergangen ist, mit aller Energie dafür einzutreten, daß der seit Jahren vom Verein vertretenen und auf der letzten Hauptversammlung in Nürnberg eingehend begründeten Forderung, „die bedenklichen Lücken in unserer Seebeschaffung zu beseitigen“, so schnell wie möglich Folge gegeben wird.

Die seit Monaten als Schlichter der Maroffverhandlungen habenden und letzten Zweifel durch den Grund der Lage beseitigt. Soll Deutschland noch länger für seine Seebeschaffung zu vollenden, weil in Zeiten, in denen die heutigen Verhältnisse nicht vorausgesehen werden konnten, das Jahr 1917 für die Beendigung unserer Flottenbaues bestimmt wurde? Die Flottenverein hat seit Jahren nachgewiesen, daß die Kreuzerflotte durch den gegenwärtigen Bauplan, der kein Teil des Flottenbaues ist, nie zeitig genug gelöst werden kann, um der Flotte das durchaus notwendige Maß von Bekämpfungsfähigkeit zu verliehen, das dies nur möglich ist durch rasche Fertigung von Kriegsschiffen, ungeachtet der Schwierigkeiten der Verhältnisse und Kaiserin Augusta, die noch immer die Stelle von Panzerkreuzern einnehmen.

Diesem angestrebt der heutigen Flottengruppierung ganz unhalterbare Zustand den deutschen Flotte klar zu machen und es aufzufordern, von der Regierung eine entsprechende Etatsentscheidung seiner Beilegung zu verlangen. Darauf wird der Flottenverein in nächster Zeit seine ganze Arbeit richten.

Der „nationale“ Spottel wird also bald wieder die in die kleinsten Orte erdröhnen. Er kommt zum Reichstagswahlkampfe gerade recht.

Despot Breitenbach.

Ueber die Reife des Eisenbahnministers v. Breitenbach durch die Reichstags- und über die bevorstehende Reife, die er in Montenegro am 30. August als Eisenbahnminister hier bereits kräftig erweist. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bringt nun einen inhaltreichen Bericht über diese Reife, die offenbar als ein Wagnis angesehen wird für die gesamten deutschen Eisenbahnen erachtet ist. Ueber die Arbeiterentschlüsse sagt der Minister: „Ihre Aufgabe sei es, die Beziehungen zwischen ihren Mitarbeitern und der Verwaltung zu fördern. Dazu gehöre auch, daß sie sich nicht als Panzerträger der Arbeiter nicht von Vereinen führen, und die Wünsche ihrer Mitarbeiter nicht feilschen weitergeben, sondern daraufhin prüfen, ob sie sich im Rahmen des Erfüllbaren befinden.“

Der Minister mietet also den Arbeiter-Ansprüchen zu, die Forderungen der Arbeiter selbständig zu prüfen und sie eventl. als unberechtigt zurückzuweisen. Daß damit die Arbeiterentschlüsse zu einer Institution würden, die gegen die Arbeiter gerichtete ist, das wird dem Herrn v. Breitenbach vermutlich nicht einfallen wollen. Die in den Reichstagen vorgekommenen Mängel und Unzulänglichkeiten von Eisenbahnen erklärte der Minister selbstverleumdend „für berechtigt“. Dem Beamten müße das Recht zugehören, diesen in den Verhandlungen der Arbeiter teilzunehmen. Die Sozialdemokratie liebt es, Beamte, welche die Verwaltung zu den Verordnungsmaßnahmen entsende, als Spione zu bezeichnen. Die Eisenbahnminister hat eine besondere Entschlossenheit, der Anordnung der Beamten bezweigt die Verwaltung nicht, die Arbeiter in der Reichsregierung ihre Meinungsäußerung zu beschränken, sondern nur die Stimmung und die Wünsche der Arbeiterzeitungen zu lernen. — Großartig!

Nach diesem Ausspruch vollendeter Selbstherrlichkeit drohte der Minister dem eisenbahntechnischen Verband: „Trete in der Haltung des Verbandes keine Änderung ein, so werde die Verwaltung für die Frage gestellt, gegen den Verband mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln ein zusetzen und die Zugehörigkeit zu ihm als mit der Dauer des Dienstrechtsverhältnisses unverträglich zu erklären.“

Das Monopol.

Sozialer Roman aus dem russischen Volksleben von Karl Kulis.

Die Jüde des Ritters, der meistens schwieg und in sich gegessen, ließen dabei einen merklichen Hitz und beständigen Ausdruck angenommen. Einen Augenblick schien er unwillig zu sein, ob er reden oder schweigen sollte. Dann schaute er sich lo zu, sah das Baugenossenschaft davon übertrumpft wurde, und sagte, sich gewaltsam aufrufen: „Wer noch weiß ist, das ist wahr, und das muß man sagen, eine jede Ehegattin. Wie ich das selbst passiert. Schon mit achtzehn Jahren mußte ich betreten, mußte ich die Frau nehmen, die die Eltern für mich ausgesucht hatten. Das Mädchen ist ich leben, war hübsch, in meinem Alter, und eine reiche Erbin, was für Geld das der Wichtigkeit ist. Sie schickte mir auch ein Schmuck, einen braunen, hübschen Ringen, und im nächsten Jahr ein Schmuck. Da kam aber Betrug, und ich mußte unter die Selbstben. Meine Mutter war inzwischen gestorben — Gott habe sie selig — und dank Euch nur, der eigene Vater, in der eigene Vater — er, er mein Weib, das Weib eines eigenen Schmuck, betrunken gemacht, ich ebenfalls betrunken, und dann ging es los ... Da erzählte mir, ich ist auf Urlaub, war, alte Dorfmatrosen die Geschichte. Nun nehme ich auf, und ich: schiefzig habe ich sie, und das getrunken. Ich habe geschrien, und die Hand gegen den Kopf gehalten, das gab mich nicht, und die Palovina hatte ich doch so lieb. Und Achseung — so was gibt's ja bei uns gar nicht! Zwei Jungen muß man stellen, die beim Ehebund ansetzen, und Geld muß man haben, eine gute Tafel voll. In den drei letzten Jahren ging ich überhaup nicht ins Bett, und ich, es ist mit dem Getriebe wurde, war die Schmach für Vater als die Verurteilung, und ich ging hin. Und was glaubt ihr? Zwei Kerl hatte die Stute untereinander abgerechnet. Da hab ich mich noch einmal abgerechnet, denn Vater ins Gefängnis geworfen, und dann fort mit immer. Aus Kommt, ein Geizhals, und es mit dem Brautmann immer toller zu treiben. Denn fand ich eine Mädchen, die mich wirklich lieb, und nicht nur so zum Zehner treib. Die hat mich auch bedacht, nach Nachbarn zu gehen; und wenn Gott will, so mühen wir zusammen ein Glücklich, denn verdienen kann ich genug, um sie zu erziehen. Und wenn uns der Vater nicht traut, weil es kein derartiges Geld gibt für unglückliche Ehegatten, so werden wir doch leben wie Mann und Frau, und wenn Gott will, auch glücklich sein. Und das ist wahr, aber für die Wahrheit gibt es ja kein Geld, das muß man noch erst ausdenken!“

trennt man. — Die reichsständigen Eisenbahnen unterstehen budgetrechtlich dem Reichstag und vor diesem Forum wird dem Eisenbahnminister die Antwort gegeben werden, die ihm gebührt.

Deutsches Reich.

— Der fuor tontonus als Wahlparole. Die Berliner Politikern erinnern die Regierung daran, daß sie mit „nationalen“ Wahlparolen nicht habe und empfinden ihr, „sch mehr denn je die Bildung der Regierung angelegen sein zu lassen, sich als politischen Stern des Nationalbewußtsein voranleuchten zu lassen“.

— Nun neuen Vertrag der Wählermassen ist zwar schon oft gemacht worden, aber mit dieser jüdischen brutalen Offenheit ist es noch selten gesehen.

— Die Norddeutsche demontiert sich selber. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat am Montag die Zahl der Friedensdemonstranten in Leipzig mit 200 000 angegeben. Darüber heile Wut in der alldeutschen Presse — und richtig ließ man sich am Dienstag im selben Nachrichtenblatt:

Die vom Sonnabend (1) angegebene Zahl von 200 000 Betrachtern der Leipziger Demonstration erwies sich als starke Uebertreibung. Nach sorgfältiger Schätzung ist die Zahl der Demonstranten auf etwa 80 000 zu beziffern.

Diese Enttarnung haben wir vorausgesehen, oder vielmehr unsere Voraussetzung wird durch sie übertrumpft. Denn wenn die Norddeutsche schon am ersten Tag 120 000 Versammlungsbesucher in die offiziöse Verlesung verzeichnen läßt, wird am Ende der Woche nur noch ein ansehnlicher Mehrbetrag übrig sein. Die Schred, Allgem. Ztg. hat das Recht und die Pflicht, die Unwahrscheinlichkeit zu zeigen, daß die Volk, die selbst die Zahl der Versammlungsbesucher mit 80 000 angibt.

— Pathosausbelegung mit schwarzen Patronen. In Chemnitz scheint man die organisierten Arbeiter prozessieren zu wollen. Am Tage der Weite des neuen Markthauses am Sonntagabend stand eine Spionage des 104. Infanterieregiments mit schwarzen Patronen ausgerüstet marschierend in der Kaserne, weil man „hörtete“, die angestrebten Metallarbeiter könnten die Reichswehr hören. — Ja, ja, die Klassengegnerschaft müßten sich und „die soziale Demokratie marschiert“ — wie unser Chemnitzer Parteiblatt neulich wöhnte.

— Der oberholte Wähler-Stimmung. Die agrarische Presse hat über den Abg. Wackerman getobt, weil er keinen sicheren Wahlkreis finden konnte. Dem Unbeschäftigten Dr. Böck geht es aber um kein Paar Heller. Zwar landwirt er in Kaiserlautern und in Pöden-Edenbürg, aber weder hier noch dort will man einen politischen Geschäftsbereich haben, der sein Mandat dazu benutzt, um im Reichstag die Geschäfte des Bundes der Landwirte zu besorgen. Wie nun aus dem hantieren Wahlkreis D 1 1 5 1 6 1 verlor, soll Dr. Böck dort einen parlamentarischen Interzession finden. Dieser Kreis ist seit 1890 fortwährend vertreten, gegenwärtig vertritt ihn der in der Nachwahl für den verstorbenen Abg. Richter gewählte Abg. Niederländer, ein einfacher Bauer und Galtwirt aus einem entlegenen Dorfe. Für den einfachen Bauern ist der Kreis sicher, ob auch für die Entschlung der preußischen Junker, Dr. Böck, erstens, ein unerschrockener Fraktion.

— Agrarische Unverschämtheit. Vor dem Offenbacher Schöffengericht hatte sich der Gutsherr Ewald Viehmann von Nimpheim wegen Betrugens gegen das Sendungsamt zu verantworten, ein angesehener, agrarischer Schatzkammer und Mitglied der Landwirtschaftskammer. Viehmann hatte von einem Landwirt in Badenbuden zwei Kühe bezogen, von denen eine an der Maul- und Klauenseuche erkrankt war. Vor Gericht verteidigte er sich mit der merkwürdigen Ausrede, er habe geglaubt, die Quantanten angeblich zu sein, die er übrigens selbst nicht zu verkaufen habe, gelten nur für die Händler. Der Amtsanwalt beantragte drei Wochen Gefängnis, das Gericht ermahnte auf drei Monaten. Viehmann ist ein Haupttreiber der Milchverwertung und ein Hauptverfälscher jener Agrarier, die betuern, die Grenzpreise gegen das Auslandsvieh sei nötig, damit die Grenze nicht eingeschleppt werde.

England.

Der Gewerkschaftsbesuch. In Newcastle wurde am Sonntag der diesjährige Kongress der Trade-Unionen unter dem Vorsitz des Reichstages-Mitglied Mallin eröffnet. Es waren 620

Delegierte anwesend, die 1 667 000 Mitglieder vertreten. Mallin bemerkte in seiner Rede, daß die Handels- und Arbeiterparteien große Zugkraft besäßen, doch habe er empfunden, daß die bisher verweigert worden seien, gebracht. Er befragte die Politik der Eisenbahndirektionen und die Anerkennung der Vereinigung und wachte sich (scharf) gegen die Regierung, die unaufgefordert sich Truppen entsendet habe, statt gegen die Geldfürsicht scharf vorzugehen. Die Annahme der Parlamentaristen bedeutete auch eine Warnung der Behörden vor der Kraft der Demokratie.

Belgien.

Das Volk in Rot. Die Protestbewegung gegen die zunehmende Lebensmittelerhöhung hat in den letzten Tagen noch stärker eingeleitet. Auf dem Wochenmarkt in Charleroi sollen nach der Zeit. Ztg. die Hausfrauen die Händler angegriffen haben, so daß die Polizei einführte. Hier, die Bevölkerung verlor, die Volksgewalt zu stärken, wurde die Bewegung alarmiert.

— Auch in Trierere stoteten sich Hausfrauen zusammen und zogen von Ort zu Ort, um gegen die Lebensmittelerhöhung zu demonstrieren. Der Zug war schließlich auf über 5 000 Köpfe angewachsen. In Verdun ne zogen die Kundgebenden vor das Haus des katholischen Abgeordneten Graves und forderten ihn auf, bei der Regierung wegen Abhilfe der Lebensmittelerhöhung vorzulegen zu werden.

Spanien.

Der Streit um Maroff. Die im spanisch-maroffanischen Handel beteiligten Kreise in Barcelona telegraphierten der Regierung, sie verlangten energisch die Beilegung der Angelegenheit durch Spanien innerhalb der nächsten drei. Andersfalls werde die schledliche Wirkung im Lande hervorgerufen werden, da man die Nichtbeachtung auf die dagegen gerichteten Angriffe in der französischen Presse zurückführen würde, die hier einen tiefen Eindruck machten. Es wurde eine Delegation entsendet, deren sich die Regierung aufzufordern, die Rechte Spaniens zu wahren.

Portugal.

Das Regierungsprogramm. In der Deputiertenkammer verlas der Ministerpräsident Aza e Cagao am Montag eine Erklärung, in der es heißt, die Regierung werde als eine Regierung der republikanischen Einheit niemals eine Parteienregierung sein. (Aber eine Regierung gegen die Arbeiter, denen man richtigerweise das Streikrecht geraubt hat! Red.) Sie werde antifeudal bleiben, aber ohne Feindseligkeit gegen irgend eine Glaubensgemeinschaft. Sie werde die Arbeit der provisorischen Regierung prüfen, um allmählich das Programm der republikanischen Partei zur Ausführung zu bringen, ohne das unumgänglich notwendige Geschäftsbereich des Budgets aus dem Auge zu verlieren. Sie werde die arbeitenden Massen nicht enttäuschen, (2) die stets die Hoffnung hegen, daß eine Revolution ihnen eine Besserung bringen werde, und die Verteidigung des Landes sicher stellen. Die Regierung werde die Verhältnisse der äußeren Politik Portugals nicht ändern, die sich in Übereinstimmung mit denjenigen des Bortugal verbündeten Englands befinden habe, ohne jedoch anzubahnen, wie es ihre Pflicht sei, den Anzügen des Parlamentes und der öffentlichen Meinung Folge zu leisten und die Grundprinzipien des republikanischen Programms zu befolgen.

— Die Führer der parlamentarischen Wöds gaben die Erklärung ab, die Regierung unterließen zu wollen. Zum Glück ergreift der Ministerpräsident noch einmal das Wort und beswerte, das Gebühre der Republik nicht noch nicht vollkommen gefertigt da. Die republikanische Idee sei in der öffentlichen Meinung noch nicht genügend durchgedrungen. An den Grenzen gebe es einen Feind, der zwar seinen Schreden, aber doch Weintrübigen hervorrief. In verschiedenen sozialen Klassen herrsche Erregung. Aus diesen Gründen dürfe kein Republikaner die Regierung bekämpfen.

China.

Dungerrevolten sind in Südchina ausgebrochen. In Tschangob bei Schach ist es infolge des eingetretenen Mangels an Reis und der Ankunft von Reiseliebenden zu ersten Ruhestörungen gekommen. Das Volk plünderte die Lager der Reishändler in Tschangob, die in großem Maße den Markt von Schanghai verloren. Es ist auch in Schanghai ein großer Mangel an Reis hervorgerufen, und die Preise sind entsprechend gestiegen. Der Mangel an Reis wird auch in Kaufmann der Vorräte durch mehrere Händler zurückgeführt.

Glammor aufstellen zu lassen, war es schon zu spät; das hätte die Zimmervermieterin nicht geäußert. Da vielen die Worte des Wagens auf eine in der Zimmerdecke hängende Flagge übertrugen, wurde der Rest eines trübigen Trübfalles, die einen prominenten Leuten ihre Augen freudig auf, doch begann sie sich sofort des geleiteten Eides, ergriff die Flagge, öffnete ein Fenster und schleuderte sie mit einem Gefühl von Haß und Wollust auf den Hof, wo sie flirrend in Scherben zerbrach. „Sie suchte immer, ob nicht irgend ein glühendes Stück, ein Feuer, und es fand sie einen Rauchbüchlein, etwas Butter und halbverbrannte Semmel. So konnte sie wenigstens ihren Hunger stillen. Ganz genossener Mühsel qualte sie jedoch der Durst noch viel härter als zuvor, und sie legte nach Tee. Deshalb beschloß sie, noch einmal das Haus zu verlassen. Zuerst, welche die ganze Nacht über geöffnet waren, gab es ja in Hofsaal auf Schritt und Tritt. Diese Teekäufer waren eine auf Veranstaltung des Katen Alexander III. getroffene Einrichtung der letzten Jahre. Im Winter sollte dann Ebadad solen, zuhelfen, Trossenführer, die ihr Geschick nach betrunkenen Schulnoten und den vielen unglücklichen Mädchen, die sich den größten Teil der Nacht bei fremdem Frost auf der Straße aufhielten, eine Wohlthat erwiesen werden. Der Verkauf von Brandwein war in diesen Teeküben auf strengste verboten, damit die Vokale stets überwärmt werden konnten, und damit der Freiheit nicht verlustet über mit Blumen vertilkt werden. Wieher war der Nachbarn nur in den teuersten Restaurants gestattet, wo reiche Kaufleute oder Industrielle auf einem Abend Hunderte von Rubeln verpraslen konnten. Nun war das anders geworden. Das einfache Volk sollte sich nichts absehen mit Tee trinken. Da es sich um einen kleinen Rubel anbeleh, brauchten die Anhaber für die Konzeption nur eine ganz geringe Steuer zu zahlen. Trotzdem hatte man in ganz kurzer Zeit herausgefunden, daß diese Teeküben wahrhaft Goldgruben sein mußten, da die Wäcker ungenießbar (sahel) hochabheben, sogar reiß wurden.

Eines dieser Vokale in der Nachbarschaft hatte Katscha schon oft nach Mitternacht besuch und dort ein wohlhabender „Te“, sagte sie Luz zu dem in weißer Schürzblinde und ebenfalls Holen ausschleichen Bedienten, nachdem sie Platz genommen hatte.

Nach wenigen Augenblicken brachte er auf einem Teller ein hübsches Glas und eine kleine Leckerei, Zaffe, Unterhalte, Tee lößel und ein Schälchen mit einigen Stücken Zucker. „So wird in den russischen Gasthäusern, Restaurationen und Teehäusern allgem der Tee getrunken. In der heißen Sonne findet sich hier starker Zusatz, in der großen heißen Wasser zum Verdrängen nach Belieben.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Eröffnung meines bedeutend vergrösserten Kaufhauses

findet am

Donnerstag, den 7. September, früh 8 Uhr

statt.

Am Vorabend der Eröffnung,
heute Mittwoch den 6. Sept.
schliesse ich meine gesamten
Geschäftsräume abends

6 Uhr

und lade zur Besichtigung
mein. durch 60 Bogenlampen
erhellten

Schaufenster

ergebenst ein.

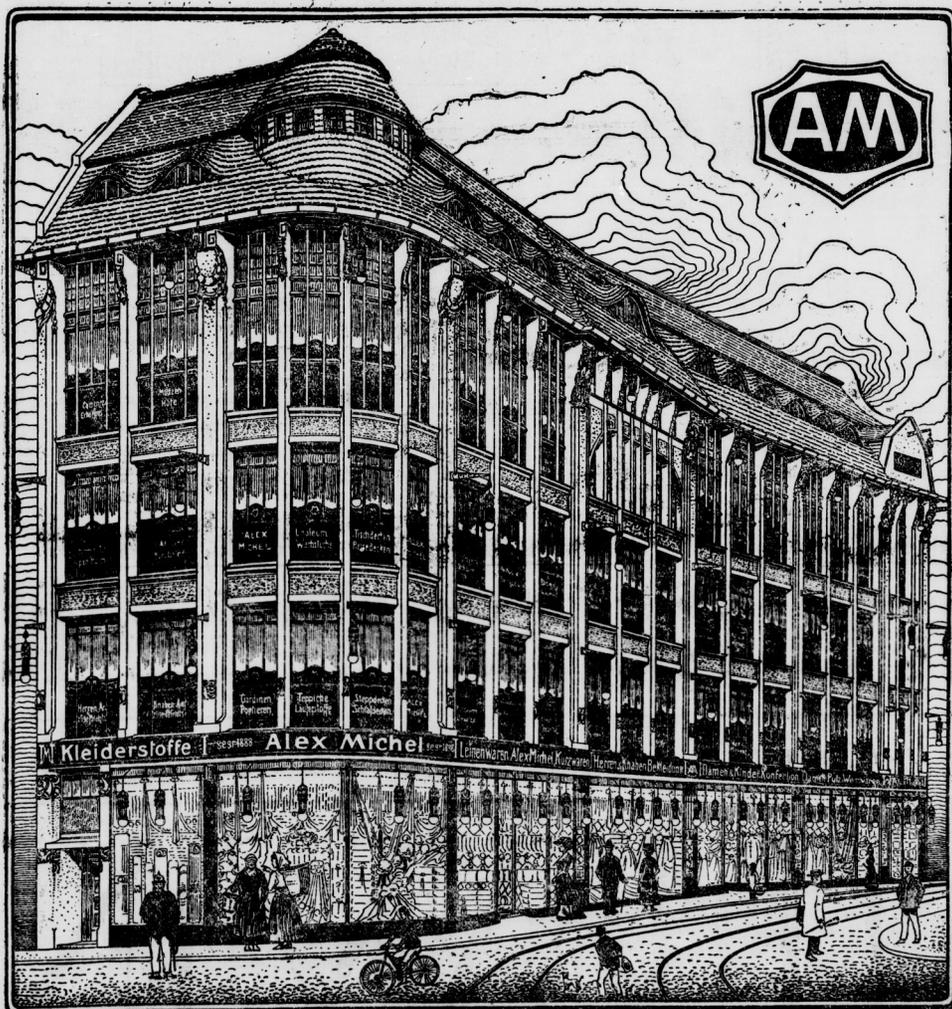
Fraunhauer
Alex Michel
Halle-5

MARKTPLATZ 18
FERNSPRECHER 598

Neu aufgenommen:

Damen- und Kinder-Konfektion,
Damen- u. Kinder-Putz,
Teppiche und Gardinen,
Weisswaren,
Bettfedern und fertige Betten.

Abteilung zum Reinigen von Bettfedern,
ausgerüstet mit den neuesten
— und besten Maschinen. —
Meine bisherigen Abteilungen sind bedeutend
vergrössert.



Extra billige Sonder-Angebote in Herbst-Neuheiten 1911

Damen-Konfektion.

Neues Herbst-Kleid

aus reinwollenem Kammgarn-Cheviot, in marine mit feinen farbigen Streifen, elegant mit Saum-Einlagen verarbeitet

19⁵⁰ M.

Neues Herbst-Kostüm

aus prima Stoffen englischen Charakters in den modernen bräunlichen Tönen, mit aparter Knopf-Garnierung, **Jacke auf Seide** . . .

19⁷⁵ M.

Neuer Herbst-Mantel

aus prima englisch gemusterten Stoffen, 120 cm lang, Kragen und Revers mit schicker Saum-Garnitur

11⁵⁰ M.

Neuer Kostüm-Rock

aus englisch meliertem Stoff, mit eingelegten Falten oder Samteinlagen, mit Knöpfen reich besetzt

3⁹⁰ M.

Neue Herbst-Bluse

aus gestreiftem Wollstoff, Kimonoform, Aermel über die Schulter gepaspelt, mit einfarbiger, abstechender Garnierung und auf Futter gearbeitet

3⁹⁰ M.

Neue Tüll-Bluse

in weiss, aus feinem gestickten Tüll, mit Spachtel-Entre deux geschmackvoll verarbeitet, **auf Seide gefüttert**

3⁹⁰ M.

Neueste Damen-Hüte.

Grosser Filzhut

Jugendliche Form, mit Samtband garniert, vorrätig in schwarz, braun und marine . . .

2²⁵ M.

Grosser Samthut

Elegante, moderne Form, mit flotter Seidenband-Garnitur, vorrätig in schwarz und marine

3⁹⁰ M.

Toque

Jugendliche Form, mit hohem Kopf, aus Samt und Seide gearbeitet. Flottes Fasson mit Knopf-Garnitur

7⁷⁵ M.

Niniche-Hut

Aparte, kleidsame Form. aus prima Seiden-Samt und Seide. Kopie eines Original-Modelles

8²⁵ M.

Frauen-Toque

Schicke Form, aus Samt und Chenille-Borte gearbeitet, mit reicher Flügel-Garnitur . . .

8²⁵ M.

Grosser Rundhut

Rembrandtform, aus Samt und Seide gearbeitet, mit reicher Feder-Garnitur, sehr apart und kleidsam

10⁷⁵ M.

Wir bitten um Besichtigung unserer Schaufenster

J. LEWIN

Halle a. S., Marktplatz 2 u. 3.

Die Inzerate verantwortlich: Rob. Zigner. — Druck der Halle'sch. Genossensch.-Buchdruck. (E. G. m. b. H.) — Bezugspreis: vorm. Ausg. 20 Pf., jetzt 15 Pf. — Samml. i. Halle a. S.

1. Beilage zum Volksblatt.

Nr. 209

Halle a. S., Donnerstag den 7. September 1911

27. Jahrg.

Die Frauen und der politische Kampf.

So lautet der Titel einer neuerdings von der Genossin Luise Zies besorgten und vom Parteivorstand herausgegebenen Broschüre, die im Vorwort über diese aggressive Kampfschrift die Volksblätter und politischen Arbeiterblätter als die besten Bekämpferinnen wieder liegen und schimpfen. Es ist doch gar manchem von ihnen die vor einigen Monaten erschienene kleine Broschüre derselben Verfasserin schwer genug im Magen, betitelt: Die Frauen und die Reichstagswahlen, die ihrer Popularität halber derart zur Massenverbreitung kam, daß sie im Laufe einiger Monate schon die vierte Auflage erlebte. Es ist gar zu traurig für die schimpfenden Gegner.

Während es sich bei der eingangs erwähnten Broschüre um eine Schrift handelt, die den politisch informierten, vielleicht schon agitatorisch in der Bewegung tätigen Genossinnen und Genossen eine Fülle Material, Erkenntnisse und Argumente bringt, handelt es sich bei der letztgenannten um ein Schriftchen (10 Bl.) im Einzelvertrieb, bei Massenbezug bedeutend billiger, erschienen im Verlage der Leipziger Volksblätter, das in seiner überzeugenden, sachlichen Wahrheit auch von den einfaches Volk verstanden wird, und daher das Wichtigste der darin naturgetreu abentersetzten Gegner gar zu verständlich macht.

Das Schriftchen ist gehalten in Form eines Zwiegesprächs zwischen zwei Frauen, von denen die eine bereits zur wahren Erkenntnis der sozialistischen Menschheitsabtreibungen durchgebrungen ist, während die andere sich noch in jenem unheilvollen Selbstwahn befindet, in das unsere Gegner ihre Wahnhaftigkeiten systematisch hineinschieben, um sie nach allen Regeln der Kunst festzuhalten und ihnen das Heil über die Ohren ziehen zu können. Selbsterkenntnis und allem voran das fromme Däuiselbrot haben jenes Wahnhaftigen schon mit Gift und Galle gesegnet. Ach, man versteht die Schmerzen und die Angst dieser Weiber der Geschickel — sie haben sich, wie der angstgepeinigete Schurke Franz Moor, „nie mit Steinigen abgeben“ — das Zentrum hat sozialpolitische Volksverbrechen auf dem schwarzen Gewissen, daß, wenn irgendein Subjekt auch nur den tausendsten Teil ähnlicher Untaten auf strafrechtem Gebiete hinter sich hätte, es das Zuchthaus sein Leben lang nicht mehr verlassen würde. Und die trauen Schwärzen in Düsseldorf werden durch die am 19. September erfolgende Wahl zum Reichstage ja schon vor den allgemeinen Reichstagswahlen die Probe auf ein Exempel machen müssen, ob sich ihre treubereitigen arglösen Nachläufer, die die Not der Zeit zwar empfinden, aber nicht recht wissen, woher sie kommt, durch die Schlagmorte vor „Religion“, „Familie“ usw., durch die „himmlischen“ Mittel und die unberückte Art und Weise, wie die schwarze Partei der Rüge und des Schindels mit der Wahrheit umspringt, sich wieder von neuem einfangen lassen. Gar zu großes Vertrauen haben sie nicht mehr in den „christlichen“ und „anständigen“ Berührungspunkten der allseitigsmadenden Partei, die den nahen Arbeiterkampf nicht mehr weißt, wie man die alle n helfen zu können. Denn die vielen im Volk, denen es grundfalsch geht, werden jetzt nachdrücklich und begriffen allmählich, daß es ihre an der Futtertrippe sitzenden schlafenden wirtschaftlichen Gegner sind, die sich im Zentrum im Bunde mit dessen Diebungen, den Junkern und Agrariern, kräftig selber helfen, gemäß dem alten christlichen Sprichwort: „Wer den Weibehovel hat, segnet sich.“

Die Reichsfinanzreform, bei der die schwarzen Demagogen es verstanden, daß nicht einmal ein winziger Teil der ungeheuren Steuererhöhung für den Wollot Militarismus auf die Schultern, die es am leichtesten tragen können, nämlich auf die breiten Rücken der Junker, abgewälzt wurde, hat gar zu gut vorbereitet auch am gefunden Menschenverstand und der Letztinstanz unserer Frauennwelt. Und so bezweifelten alle christlichen Bauernfänger bald daran, daß sich immer noch die nötigen Dummheiten finden, die sich von der wohnstehenden, müßiggänger und menschenfreundlichen Zentrumspartei, der durch die Broschüren unserer Genossin Sieg ganz besonders die Masse vom christlichen Fuchsgelicht gerissen wird, für ihre Zwecke einfangen und mißbrauchen lassen.

Und wie den unehrlichen, verlogenen Volkserzählern der schwarzen Couleur, so puppet das Gewissen auch den klugen Gemeinssindern der anderen Parteien, die jetzt vor der Wahlabrechnung sämtlich ihre Hände in Unschuld waschen und auf der Suche nach einem Sündenbock das „rote Verbrechen“ als schwarzen Mann vorzeichnen möchten.

Gar zu gern möchten sie sich auch wohl ihnen die Schütze der Frauen verstellen. Wenigstens tun sie jetzt als ob sie auf die Meinung und Auffassung der Frauen einen ganz besonderen Wert legen. Es, daß sie die Frauen gewinnen möchten, glauben wir ihnen ganz gern. Freilich nicht, weil sie eine besondere Hochachtung vor der Frau hegen, damit ist es nie weit her gewesen. Sie betrachten die Frauen einfach als Mittel zum Zweck, in diesem Falle zu dem Zweck, durch sie auf die Männer einzuwirken, damit diese am Wahltag nur ja einen christlichen, liberalen, konservativen oder sonst einen „anständigen“ Stimmzettel abgeben. Durch diese Rechnung, die bisher noch immer leidlich getrimmt hat, drohte ihnen jetzt die fortschreitende sozialistische Auffassung der Frau einen Streich zu machen, und alles Preisel der benutzten Parteien wieder über jedes neue Auffassungsmittel für die Frau verächtlich nur das böse Gewissen und die Beforsung, mit der sie sich plagen müßten.

Eine ganz erwünschte und mit einer Innigen Aufnahmefähigkeit und Argumenten gesicherte Auffassungsschrift haben wir nun in der neuesten Broschüre von Luise Zies zur Hand. Ihre Kapitel: Die Wandlung in den Anschauungen der Frau, — Umfang und Gausursachen der Erwerbsarbeit, — Arbeiterinnenlohn, — Die politischen Parteien und die Frauen, — Die Pflichten der Frau im politischen Kampfe, sind direkt auf die engeren Frauenverhältnisse zugemischt. Dagegen ihre Unterkapitel: Die Arbeiterverfälschung, — Die Volk- und Steuerpolitik, Die Arbeiterbewegung, — Der Militarismus und Sozialismus, erläutern zwar auch überall die enge Verbindung der Interessen der Frauen mit jeder politischen Frage und den Vorkämpfen unserer Partei, begründen aber dann gerade die Forderung unserer Partei nach Ausrüstung der Frauen mit politischen Rechten, damit sie gemeinsam mit ihren männlichen Klassen- und Schicksalsgenossen

den großen Kampf für die Befreiung der Menschheit führen können und sollen.

Beiden Teilen, Männern wie Frauen, wird auf den verschiedenen Gebieten, besonders auch auf dem für unsere Gegner so unruhigsten Wirtschaftsgebiet, auf dem sie die Reichsvereinerungsordnung zur Strecke bringen, indem sie die Interessen der Verwirklichter, die 88 Seiten starke Broschüre eine Fundgrube der mannigfaltigen Materialien und schlagenden Argumente sein, die sie in dem in den nächsten Monaten auf der Höhe lebenden Wahlkampf verwenden können. Fast möchte man es ein Jubel nennen, was der Reich unserer Genossin in knappen Kapiteln zusammengetragen.

Für recht bedauerlich halten wir die geschmacklose äußere Ausstattung, die der Verlag der Schrift zuteil werden ließ. Ein guter, geschmackvoller Aufwandsmaßstab, der innen nicht durch Annoncen „verfälscht“ ist, ist durchaus nicht nebenfächlich, er wäre, unserer Meinung nach, auch ohne Preisauflage ganz gut möglich gewesen.

Wir wünschen der Broschüre eine gute Verbreitung. Sie wird dann sicher dazu beitragen, die Vorkämpfer unserer Partei in ihrer wahren, reinen Gestalt zu zeigen, dagegen die Unwahrscheinlichkeit und Verlogenheit der über uns von den Gegnern verbreiteten Schmeicheleien zu lenken, denen, wenn sie erst einmal erkannt sind, niemals die Sympathien unserer Frauen und Arbeiterinnen gebühren können.

Gewerkschaftliches.

Metz Arbeiterkämpfe!

Bei einem Greifkutsch, der sich am Freitag auf der Werts des Bremer Vulkan in Vegesack ereignete, wurden sechs Arbeiter schwer verletzt. Das zusammengebrochene Gerüst hatte eine Höhe von etwa 20 Metern. Die Werkarbeiter haben sich bereits in zwei Verammlungen mit diesem schweren Unglücksfall beschäftigt und der Direktion verschiedene Forderungen unterbreitet. Es wurde scharf gerügt, daß zum Greifkutsch Solger verwendet wurden, die schon neun Jahre lang allen Entfällen der Witterung ausgesetzt waren. Die Greifkutschmacher wurden schnell hinweggeräumt, noch bevor die Polizei die Unglücksstelle besichtigt hatte. Die Arbeiter verlangen jetzt in erster Linie Anstellung von besolbten Arbeiterkontrollern, die für die Durchführung eines wirksamen Arbeiterkampfes auf der Werts zu sorgen haben. Die Affordarbeit im Gerüstbau soll abgeschafft und der Lohn der Stellagenbauer in angemessener Weise aufgebessert werden. Ferner verlangen die Arbeiter bei dem Stellagenbau die Verwendung nur guten Materials und Erhöhung der Affordpreise, damit ein Lebenslohn bei der Arbeit vermieden wird. Eine von den Arbeitern gewählte Kommission, der auch der Geschäftsführer des Deutschen Metallarbeiterverbandes als Mitglied angehört, soll so lange in Wirksamkeit bleiben, bis der Arbeiterkampf nach Anstellung von besolbten Arbeiterkontrollern Rechnung getragen ist.

Zur Metallarbeitersparnung.

Die angebotenen Aussichtsverhandlungen in der sächsisch-thüringischen Metallindustrie drohen der bürgerlichen Presse zufolge an dem sehr geringen Entgegenkommen der Unternehmer zu scheitern. Die Lage ist folgende: Bewilligt ist eine Verkürzung der Arbeitszeit, über die eine Verständigung mit den streikenden Arbeitern der Leipziger Selbstmahlindustrie vorausichtlich leicht zu erzielen sein würde. Aber in der Lohnfrage sei man nicht zusammengekommen. Die Arbeiter verlangen eine Aufbesserung der zurecht tief stehenden Schichtlöhne um drei Fünftel die Stunde und außerdem einen Lohnausgleich für die Verkürzung der Arbeitszeit. Die Unternehmer wollen nur einen Fünftel und keinen weiteren Ausgleich bewilligen, so daß ohnehin, trotz der Fünftelgaltigkeit, manche Arbeiter sich schlechter als früher sehen würden. Darüber ist es zu Auseinandersetzungen zwischen den beiden Parteien in der Eingangs-Kommission. Die Verhandlungen sind abgebrochen, und die Arbeiter werden zu den Bewilligungen der Unternehmer erst Stellung nehmen. Die Arbeiter werden wahrscheinlich diese Zugeständnisse als ungenügend absehen.

Der Metallarbeiterstreik in Barmen und Elberfeld.

Der Kampf dauert jetzt schon bereits sechs Wochen. Die Situation für die Streikenden ist jedoch nicht unangenehm geworden. Nicht allein, daß es wieder in einem Betriebe mit 60 Arbeitern zu einer Einigung gekommen ist, so daß jetzt 450 Arbeiter zu neuen Bedingungen arbeiten, sondern es ist den Streikenden auch gelungen, die Betriebe des Arbeitslosen fast vollständig reinzuhalten. In fünf Betrieben befindet sich kein einziger Arbeiterwilliger, in den anderen Betrieben nur sehr wenige. Die Unternehmer machen unter ausgiebiger Vermittlung der bürgerlichen Presse bezweifelte Anstrengungen, Druckkräfte zu bekommen. Da in den Interzonen nicht mitgeteilt wird, daß in den Betrieben geteilt wird, sind schon eine Anzahl Arbeiter darauf hineingefallen, weshalb jeder, der im Streikgebiet Arbeit annehmen will, auf daran tut, sich in seinem eigenen Interesse vorher bei der Streikleitung in Barmen, Wallstraße 2a, zu erkundigen. Einige Unternehmer haben 75 der bei ihnen beschäftigten gemeinen Arbeiter wegen Schwandens verlangt, weil sie die angefangene Arbeit nicht fertiggestellt haben. Sie verlangen von jedem „vorläufig“ 100 Mark, ganz gleich, ob er noch 1/2 Tag oder vier Wochen an seiner Maschine zu tun hatte. Da aber auch der „vorläufige“ Schaden nachgewiesen werden muß, beschloß das Gewerbegericht über die Höhe des Schadens sowie die der Lohnforderung der Arbeiter, die durch Wiedertätigkeit geltend gemacht worden war, weil die Unternehmer den Arbeitern beim Eintritt in den Streik den Lohn einbehalten hatten, von einem Sachverständigen ein Gutachten einzufordern. Die Arbeiter akzeptieren werden dringend ersucht, jetzt ganz besonders den Zugang fernzuhalten.

Lohnbewegung der Elektrotechniker in Hamburg.

700 Elektrotechniker legten am Dienstag früh die Arbeit nieder, weil die in Betracht kommenden Organisationen der Unternehmer jede Verhandlung ablehnten. Sie fordern die 8/12stündige Arbeitszeit und 75 Pf. Minimallohn.

Die heutige Nummer umfaßt 12 Seiten.

Halle und Saalkreis.

Halle a. S., den 6. September 1911.

Das Reichsgericht gegen „Leiter“ öffentlicher Aufzüge.

In einem Aufzuge ist jedes Hin- und Hergehen zu unterlassen.

Nach § 7 des Reichsverfassungsgesetzes bedürfen Aufzüge auf öffentlichen Straßen oder Plätzen der Genehmigung der Polizeibehörde, nach § 8 bleibt es jedoch der Landeszentralbehörde überlassen zu bestimmen, ob und unter welchen Voraussetzungen für Aufzüge die Genehmigung durch bloße Anzeige oder öffentliche Bekanntmachung erfolgt werden kann. Die Teilnahme an einem nicht genehmigten öffentlichen Aufzuge ist nach den neuen gesetzlichen Bestimmungen nicht mehr strafbar. Dagegen ist nach § 19, 1 des Vereinsgesetzes mit Strafe bedroht, wer einen Aufzug ohne die vorgeschriebene Anzeige oder Genehmigung veranstaltet oder leitet. Bei Auslegung der Begriffe „öffentlicher Aufzug“ und „Leiter“ eines solchen Aufzuges ist das Reichsgericht in der Hauptsache dem früheren preussischen Vereinsgesetz an, dessen Bestimmung über „Leiter“ insbesondere den erklärt hat, „einen Aufzug dirigiert hat, wobei es nicht erforderlich ist, daß er sich gerade immer an dessen Spitze hätte befinden müssen.“ Dementsprechend hatte auch das Landgericht Essen als „Leiter eines öffentlichen Aufzuges“ zwei Angeklagte in Strafe genommen, die an einer am 10. April 1910 in Essen stattgehabten Wahlrechtsdemonstration der Sozialdemokratie teilgenommen waren, und es durch Hin- und Hergehen auf der Straße anzuzeigen hatten, in der Richtung der Demonstration sich fortbewegen sollten. Auch das Reichsgericht hat diese Verurteilung gebilligt. „Wenn“ so führte der höchste Richter aus, „wie im vorliegenden Fall eine Menschenmenge von 1500 bis 2000 Personen sich zum Zwecke einer Wahlrechtsdemonstration zusammenfindet, sich als zusammengehöriges Ganzes über öffentliche Straßen oder Plätze fortbewegt und damit die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich lenkt, so kann in diesem Bezugs ohne Ausschluß ein öffentlicher Aufzug vorliegen. Wenn der Menge nicht ein ordnungsbefehlendes Zweck beizugehen die Menge nicht zu verfolgen. Es war auch nicht geboten, daß sie in geordneter Ordnung marschierte. Die Auflösung der Menschenmenge in einzelne sich in Abständen bewegende Gruppen hindert die begriffliche Annahme eines Aufzuges nicht. Das Gesetz hat keine Vorbestimmung, daß für die Auslegung des Begriffs „Leiter“ zu verwenden wäre, lo daß für das Verhängnis nur der § 19 Nr. 1 selbst die Unterlage bietet. Die Auslegung nach dem Wortlaut spricht unbedenklich für die Richtigkeit der vom Landgericht getroffenen Entscheidung. Denn derjenige, der die Richtung angibt, in der die Teilnehmer des Aufzuges sich bewegen sollen, der Zweck des Aufzuges, die nötigen Anordnungen trifft, auf dessen Willen die Teilnehmer achten, leitet“ den Aufzug. Auch der vom Gesetze verfolgte Zweck nötigt zu dieser Auslegung. Daß ein „Leiter“ neben dem „Veranstalter“ im § 19 Nr. 1 mit Strafe bedroht ist, findet seine naheliegende Erklärung darin, daß der Veranstalter, der bei dem Aufzuge nicht anwesend zu sein braucht, häufig schwer zu ermitteln sein wird. In einem solchen Falle will das Gesetz, zumal die bloße Teilnahme an einem nicht genehmigten öffentlichen Aufzuge nicht mehr strafbar ist, wenigstens denjenigen treffen, der in dem Aufzuge als Leiter tätig ist. Daß ihm diese Tätigkeit vom Veranstalter oder sonst jemand übertragen worden sei, oder daß er selbst von vornherein entschlossen war, die Leitung zu übernehmen, ist für den Begriff des Leiters nicht wesentlich. Entscheidend ist allein die Tatsache, daß er den Aufzug geleitet hat.“

Nach dieser sehr eng gefaßten unangünstigen Auslegung des Vereinsgesetzes durch das höchste Gericht, wird man sich in einer Menschenmenge unbedingt jeder auffälligen Handbewegung enthalten müssen. Wenn man wirklich im Gedränge nur einen bestimmten Personenteil will oder jemand einen Gruß zumittelt, so wird ein fändiger Schutzmantel das sofort als Leitung eines Aufzuges angesehen. Auch allzu heftige Bewegungen mit dem Laufschnur beim Schmeuzen würde leitungsverdächtig machen.

Zur Stadtbürgermeisterwahl.

Jetzt ist es Zeit, sich sein Wahlrecht zu sichern. Es ist dringend notwendig, daß jeder proletarische Wahlberechtigter sich darum bemüht, daß sein Name in der Wählerliste steht, da er sonst kein Wahlrecht verliert. Wer noch nichts zur Sicherung seines Wahlrechts unternommen hat, trage sich sofort in die Einbürgerungslisten der Partei ein, die in den bekannten Stimmlokalen, sowie in den Geschäften verschiedener Parteigenossen ausgesetzt sind. Wer irgendwelcher Auskunft bedarf, bemühe sich umgehend im Parteireferat, Rang 4248, wo er von allem unterrichtet wird. Nöher möge sich sofort einschreiben, damit eventuell rechtzeitige Einpruch erhoben werden kann.

Wie jetzt sind in die Wählerlisten
29464 Wahlberechtigter
eingetragen, und zwar nach Abteilungen geordnet:
28478 Wähler dritte Klasse,
2728 Wähler zweite Klasse,
283 Wähler erste Klasse.

Gegen 1900 hat sich die Zahl der Wahlberechtigten um 1973 gesteigert, da damals zu Beginn der Auslegung der Wählerlisten 27491 eingetragen waren. Um einzelnen hat die Zahl der Wahlberechtigten dritter Klasse zugenommen seit 1909 um 1700, die der zweiten Klasse um 245 und die Zahl der „Einfachklassigen“ um 28.

Das Verhältnis der Reichslosigkeit und Niederdrückung der große Masse durch wenige Reiche hat sich also nicht geändert. Wie vor zwei Jahren besitzen die 288 „erschaffenen“ Wähler, die in der Wahl ihrer Eltern vorfindig gemessen oder die Saad nach dem Usid Irupellos genug betrieben haben, wieder ein zehnmal höheres Wahlrecht als die der zweiten Klasse und ein hundertmal so großes Wahlrecht als die Wähler der dritten Klasse, während die der zweiten Klasse immer noch zehnmal besser daran sind wie die Wählerlosen. Kann da überhaupt noch von einem „Wahlrecht“ geredet werden? Die Antwort überlassen wir denen, die sich des famosen Redes dritter Klasse „erfreuen“. Daß dieser Dreifachklassenwahl nach dem Gesetze der Gauspflichten, Grundpflichten, Schulpflichten,

Walhalla-Theater

Director u. Regisseur: Paul Hiltmann

Donne Mittwoch (18. Tag) grosser Entscheidungskampf.

Pohl Abs II, Europameister, gegen den Kosaken Gerigkoff

ferner **Luppa**, Böhmen, gegen **Steurs**, Belgien,
Michaloff, Champ. von Russland, gegen **Kutschke**, Sachsen,
Rödel, Bayern, gegen **Westergard**, Amerika.
 Vorher Johnson-Jeffries und die glänzenden Spezialitäten.

„Volkspark“

Burgstrasse 27.

Sonntag, 10. Septbr., vormittags von 11^{1/2} Uhr ab:

Gr. Geflügel-Preis-Schiessen.

Ein recht zahlreiche Beteiligung wird gebeten.

Konsum-, Produktiv-, Spar- und Bauverein für Annaburg u. Umg.

(eingetr. Gen. mit beid. Vorst.)

Sonntag den 17. September nachmittags 3 Uhr in Beck's Gesellschaftshaus:

Orientliche Generalversammlung

Tagesordnung:
 1. Rechenschaftsbericht über das Geschäftsjahr 1910/11; Genehmigung der Bilanz; Rechnungsablage über die Bereinigung des Vermögens und Entlastung des Vorstandes.
 2. Bericht des Aufsichtsrats über seine Tätigkeit.
 3. Wahl eines Vorstandsmittgliedes (Kassierer), vier Aufsichtsratsmitglieder und zweier Ehrenmitglieder.
 4. Geschäftliches.
 Anträge der Mitglieder müssen nach § 17 Absatz 2 des Statuts auf Tage vorher beim Vorsitzenden des Aufsichtsrats eingereicht sein.
 Der Aufsichtsrat: Paul Gutewort, Richard Böhmig.

Annaburg.

Arbeiter-Turn- u. Gesangverein „Geselligkeit“

(Mitglied des Arbeiter-Turner- und Arbeiter-Sängerbundes.)

Sonntag den 10. September in „Bede & Co.“ Hofstrasse:

5jähriges Stiftungsfest Sommerfest.

Umgang, turnerische Aufstellungen, Gesangs- und Instrumental-Konzert, große Verlosung.

Abends: **BALL.**

Die Arbeiterstadt von Annaburg ist hierzu freundlichst eingeladen. Auch heißen wir die auswärtigen Brudervereine hiermit besonders willkommen.

Der Vorstand.

Kauf: Weiser, Lampen, Eisen, Gummi, Metalle u. Felle.

Horn, Rein, Halle-Gleichenstein, Thalgraber 5, Tel. 2409.

Papier- u. Papponabfälle aufen jeden Stoffen St. Brandstr. 20.

Kakao, eigenes Rezept, von 90 Pf. pr. Pfd. bis 90 Pf. 2.50 empfiehlt Carl Boock, Breitenf. 1 und Seigstr. 61/62

Ansichts-Postkarten empfiehlt die Volksbuchhandlung.

Tisch-Lampen

Unsere Lampen brennen vorzüglich und haben
 elegantes Aussehen.

Extra gute Brenner. — Moderne Füsse.

C. F. Ritter,

Leipzigerstrasse 90. Halle a. S. Leipzigerstrasse 90.

Achtung Hausfrauen!

Wenn Sie Ihren Winter-Sommerpreise erhalten wollen, so bedarf an Kohlen noch zum Sommerpreise versäumen Sie nicht, bis zum 1. Oktober dieses Jahres Ihre Bestellung abzugeben beim

Halleschen Kohlenwerk G. m. b. H.

Halle a. d. Saale, Brüderstrasse 5.

Briketts pro Zentner 60 Pf. | Preßsteine pro 1000 Stck. 12 Mk.
 Frei Gelasse zu ebener Erde oder Keller.

Diese Woche gontiert reine, deliziat schmeckende **Wollerei-Butter** 1/2 Pfund geformt **68** Pf. mit 60% Fett

für 10 Pf. vollständig gratis von Knäusels Wollerei-Butter-Mark „Wähle selbst“ bisher in „Wähle selbst“ gibt es kein solches u. längst fertig (sonst) in weichen in meine bezeichnen Marken abgeben und immer 1 Pfd. Marke „Wähle selbst“, Margarine zu 90 Pf. = 1 Steinopf fress 2, 2 Pfd. Marke „Wähle selbst“, Margarine zu 100 Pf. = 1 Steinopf fress 3. unbeding einen billigeren Butter-Ersatz, dann empfehle ich Ihnen meine **Knäusels „Profita“** 1 Pfund **70** Pf. 5 Proz. Rabatt.

Diese **Wollerei-Butter** 1/2 Pfund **17** Pf. 5% Rabatt.
 Prima **Eier** 1 Handel **85** Pf. 5% Rabatt.
Albert Knäusel, ob. Leipzigerstr. 20, Leipzigerstr. 70

Drahtkäse

Drabtgitter, Drahtglocke, Drahtgewebe in allen Metallen, für jeden Zweck, Stahldraht etc., starke Durchwarzele.

Hallesche Drahtwerke von C. H. Heiland, Magdeburgerstrasse 61, Fernspr. 2476.

Klinge Frauen

feine Projekt-Berichterstattung, Dankfächer und Probebeutel Dr. Blom-Bücher bei Einlieferung von 20 Pf. Marke gratis. — Bitte ausfüllen. — H. Löffler, Dresden 57, Wettmarplatz 1.

Pantoffelmachern

empfehlen: **F. Noah, Jr. Klass. 7.**

Damen-Kinderhüte

werden gut garniert **Felsenstrasse 22.**

Friedrich Fiedler, Kohlen-Handlung

Sandstrasse 41 (Alte Stadtbecker) Telefon 3248, Telephon 3248, liefert erhalt. Waren zu billigsten Tagespreisen.

Apollo-Theater.

Direktion: Gustav Keller.

Abend 9.30. Das große amerikanische Schauspiel:

Um ein Weib

in 7 Akten v. C. E. Pollok u. Bach; u. a. Weltfahrt eines Express-Zuges u. eines Automobils. Vorberühmt: Der gr. Versteil.

Braun-Bier,

täglich frisch, empfiehlt

Günthers Brauerei.

Verkauf nur 7-12 u. 1/2-5/2 Uhr.

Briketts:

M. W., Phönix, Kraft, W. W., Luckenau **68** Pf. pro Str.
 Cécile und S. T. A. **60** Pf. pro Str.
Blitz **65** Pf. pro Str.
Pluto **53** Pf. pro Str.
 ab unterm Lagerplatz Herdorfstrasse 1. Lieber 50 Sandwagen teilweise. Verkauf auch Sonntag. 7-9 1/2.

Sachse & Müller,

Roßf. Str. 14. Linden & Str. 1. Telefon 58.

„Hilfskasse Marko „Erfant“

aus tausenden von Haushalten, reich und arm, dankbar. — Lieberer erziehen. — Fabrik: „Wöhler & Kossow in Chemnitz.“

H. u. gr. Schweizer Siegel, (2-3 Liter Inhalt), 1 Pfd. (Springer) sowie Ingovra-Käse, delfisch und Polsterbrot, billige, verpackt. — Seilstr. 18, Hof & Keller.

Berühmte Speisekartoffeln pro Pfund 5 Pf. **Glauchauerstrasse 69.**

Lumpen, Knochen, Papiere, Eisen, Metalle, Gummi usw. **Albert Bode jun., Sandstr. 22**

XX Zu Schickzeiten jeder Art empfiehlt sich bei Gemischt u. **Romifer Tischner**, Sandwucherstrasse 21, II.

Wegweiser für unsere einkaufenden Abonnenten.

Er scheint wöchentlich dreimal. — Unsere Lesern bei Bedarf zur Beachtung empfohlen. — Er scheint wöchentlich dreimal.

Abrechnungsgeschäfte H. Thiele, Göbenstr. 1, p. Bräuerien F. Günther, Halle a. S. Brotbacken, Kehlen Richard Wolf, verlag. Königsstr. Drugen und Farben H. Rödel, Rannischestr. 2. Ein- u. Verkaufsgeschäfte V. Homleke, Kl. Ulrichstr. 15. Essen- und Stahlwaren F. Lindenbahn, Königsstr. 8. Hierne Gefen Christian Glaser, Gr. Klausstr. 24. F. Lindenbahn, Königsstr. 8.	Fahrräder u. Nähmaschinen Henry Klepzig, Reilstr. 2. Osk. Wüstneck, L. Wucherstr. 59. Fleischermeister, Wurstfabriken J. Klostermann, Advokatenweg 27. Franz Kanze, Burgstr. 59. August Mangold, Merseburgerstr. 105. Robert Schöler, Königsstr. Otto Ulbricht, Bäckertstrasse 1. Handkofferwagen-Fabriken Theodor Lühr, Leipzigerstr. 94. Oskar Kutscher, Moritzkirchhof 10. Kasse- und Kassegeräthe K. Kuckenburg, Rannischestr. 12. Konigshafen, Zuckerwaren Friedrich Bock, Schmeiderstrasse 10.	Edte und Edtzen Friedrich Pilotner, Geiststr. 98. Kartonnagen W. Schnell, Wucherstr. 40. Kaufhäuser H. Etkan, Bekleidg.-Gegens. J. Art. Kinderwagen Theodor Lühr, Leipzigerstr. 94. Kolonialwaren H. Ackermann, Merseburgerstr. 61. Franz Geyer, Gr. Brunnenstr. 52 p. C. Lange sen., Kl. Ulrichstr. 98. E. Weinhold, Kleiner Berlin 2.	Lederhandlungen Norm. Schmidt, Geiststr. 28. Möbel-Wagons Wol. Hall, Tischlerstr. Gross. Magazin, Geiststr. 10. Photographische Ateliers Richard Schröder, nur Steilweg 17. Schuhwaren C. Menge, Triftstrasse 1. Schneider-Bedarfsartikel F. C. Wissell, Marktplatz 11. L. Zensgerling, Schulstr. 7.	Spedition, Möbeltransport G. Kästner & Co., Brunnowstr. 86. Wilh. Müller, Brunnenstr. 58. Uhren- u. Goldwaren Friedrich Hofmann, Klausstr. 28. Albert Heintze, Gr. Steinstr. 52 A. Schäfer, Leipzigerstr. 92. A. Weiss, Kleinschmidts 6. Wasch-Anstalten. Halleria, Dessauerstr. 5, Hofrocks. — Ferarol 2920 — Spezialit.: Herren-Stärke-Wäsche. Wasser- u. Fruchtsäfte etc. H. Kade Noack, Leipzigerstr. 88. Max Käusel, Magdeburgerstr. 59. Wasser-Woll-Tapisserie Franz Bäume, Lindenstr. 56.	Zahn-Techniker Wilky Mader, Neue Promenade 16, Hauptstr., vis-à-vis Leipz. Turm. Zigarrenhandlungen Fritz Bruns, Sophienstrasse 30. F. Feldmann, Königsstrasse 86. Schubert, William, Zigarren und Schularartikel, Lauchstädtstr. 15. Ammendorf. Gärtnerei Dionel, Fernspr. 26. Sanitäts-Drogerie, H. N. N. 20. Ammendorf Radewil Hallestr. 66. Hauptstr. 20. A. Hermann, Uhrmacher. O. Frobsthays, Botf.-Rein.-Anst. W. Wänscher, Schuhwaren. F. G. Blank, Kaufhaus, Radewil.
---	--	--	--	---	---

Für die Inserate verantwortlich: Rob. S. i. a. n. e. — Druck der „Volljährl. Genossenschafts-Buchdruck.“ (G. m. b. H.) — Verlegt: norm. Mag. & Co. ist H. S. S. H. n. i. a. — Günst. i. Halle a. S.

Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

Nr. 46.

Donnerstag, 7. August

1911

Die Kröte.

Von Vicente Blasco Ibañez.

Ich war zum Sommeraufenthalt, so erzählte Freund Urbano, in Nazaret, einem kleinen Schifferdörfchen in der Nähe von Valencia. Die Weiber gingen in die Stadt Fische zu verkaufen, die Männer fuhren in ihren Barken mit den dreieckigen Segeln aufs Meer oder spannten die Netze auf dem Strande zum Trocknen aus; wir Sommerparteien schliefen tagüber und hielten uns in den Nächten vor unseren Türen auf, von wo wir die phosphoreszierenden Bogen betrachteten und uns zur Abwechslung mit den zahllosen Mosquitos herumdalgten.

Gewöhnlich setzte sich der am Orte ansässige Arzt, ein robuster, alter und spottlustiger Herr, zu mir und dann brachten wir zusammen neben einem Weintrug oder ein paar Wassermelonen einen Teil der Nacht, er erzählte mir von seinen Patienten zu Lande und zur See, die er als gläubige, lärmend aufstrebende und leidenschaftliche Menschen schilderte, deren Erwerb teils der Fischfang, teils Ackerbau bildete. Viel lachten wir, wenn das Gespräch auf die Krankheit der Bisenteta, der Tochter der „Soberana“*) kam. Mit dem Spitznamen „Soberana“ bezeichneten die Leute eine alte Fischverkäuferin, die ihn durch ihren Umfang und ihre Statur, sowie durch ihr anmaßendes Wesen den Nachbarinnen gegenüber vollauf rechtfertigte. Im übrigen war Bisenteta das feinste Mädchen im ganzen Orte.

Sie war von zierlicher Gestalt, hatte rote, aufgeworfene Lippen und einen gewissen malitösen Zug in ihren braunen Zügen. Sie war nicht schön, nur jung; besaß aber ein Paar dunkle Augen und eine anmutige Gesichtlichkeit, sich furchtlos, schwach und interessant zu machen, die die wilden Burschen im Dorfe bezauberte. Ihr Bräutigam war ein gewisser Carafosca, ein tüchtiger Fischer, der auch als Seemann einen guten Ruf besaß. Auf dem Meere bewunderten ihn alle wegen seiner Kühnheit, auf dem Lande aber war er wegen seines herausfordernden Schweigens und mehr noch wegen der Leichtigkeit, mit der er nach seinem Messer griff, gefürchtet. Häßlich, blump, stets zum Angriff gerüstet, gleich den riesigen Angeln, die von Zeit zu Zeit in den Gewässern von Nazaret aufschwanden, um ganze Fischzüge zu verschlingen: so schritt er an den Samstagen neben seiner Braut zur Kirche, und so oft das junge Mädchen zu ihm mit dem Ausdruck und den Gesten eines verärgerten Kindes sprach, ließ er seine stechenden Augen mit einem Ausdruck umherschweifen, als fordere er das ganze Dorf und das Meer selbst dazu heraus, ihm seine Bisenteta abspenstig zu machen.

Eines Tages lief eine unglaubliche Nachricht durch den ganzen Ort. Die Tochter der „Soberana“ hatte ein Tier in ihrem Körper. Ihr Leib war aufgeschwollen und zeigte seine verunstaltete Form unter den Kleidern, ihr Gesicht hatte seine natürliche Farbe verloren und Nebelheiten besaßen sie in so fiesiger Weise, daß in der Hütte, in der sie wohnte, oft alles drunter und drüber ging; ihre Mutter war in Verzweiflung und rannte oft wie besessen bei allen Nachbarinnen herum. Es gab viele, die sein lächelten, wenn man zu ihnen von Bisentetas Krankheit sprach. „Fragt nur den Carafosca, der wird schon näheres darum wissen“, sagten sie. Aber die Ungläubigkeit und das hohle Lächeln verging ihnen, als sie gewahr wurden, wie traurig und verzweifelt Carafosca herumschlich, mit welcher naiven Inbrunst er in der kleinen Dorfkirche die Genesung seiner Braut ersuchte: er, der als Heide verrufen war und sich stets über alles Heilige lustig gemacht hatte.

Jawohl, es war ein gar seltsames, schreckliches Uebel. Die Dorfleute, die stets dazu neigten, an seltsame und außergewöhnliche Krankheiten zu glauben, hatten gar bald heraus, was es für eine Krankheit war: Bisenteta hatte eine Kröte

*) Souveränin.

im Leibe. Wahrscheinlich hatte sie aus dem Flüsschen in der Umgebung getrunken, wobei ein Krötenei in ihren Magen geraten war. Und daraus war eine Kröte geworden, die immer mehr und mehr wuchs. Vor Entsetzen schauernd kamen die guten Nachbarinnen in großer Zahl, um das Mädchen zu sehen. Mit einer gewissen Feierlichkeit betasteten sie den aufgeschwollenen Unterleib und versuchten unter der straffgespannten Haut die Umrisse der verborgenen kleinen Bestie zu entdecken. Einige, die schon älter und erfahrener waren, hatten ein triumphierendes Lächeln. Sie spürten das Tier unter ihren Fingern: es lebte, es bewegte sich, jawohl, es bewegte sich! Und nun fanden lange Konferenzen wegen der anzuwendenden Mittel zur Vertreibung des ungebetenen Gastes statt. Man begann damit, dem jungen Mädchen Schlüssel voll Kellenhonig zu verabreichen, um den Appetit der Kröte zu reizen und sie aus den Tiefen des Leibes nach oben zu locken. Und als man sie schon recht weit nach oben gerückt wähnte, kam eine Uebel-schwemmung mit Zwiebeln und Essig, um sie dadurch zu einer schnellen Flucht aus dem Körper hinauszutreiben. Gleichzeitig bekam Bisenteta eine Unmenge von Wunder-pflastern auf den Unterleib: in Branntwein getränktes und von Weibrauch saturiertes Berg, geteertes Hanf, Bergkräuter; einfache Papierstreifen mit Ziffern, Kreuzen und dem Siegel Salomons, die von einer Heilfrau in der Stadt verkauft wurden. Bisenteta glaubte sterben zu müssen. Sie krümmte sich vor Ekel, wand sich in schrecklichen Uebelkeiten, aber die elende Kröte ließ sich nicht herab, ihren Aufenthalt zu verlassen.

„Mein armes Kind!“ jammerte die „Soberana“ und raufte sich ihre spärlichen Haare. Wie würde es gelingen, das verdammte Vieh mit solchen Mitteln herauszuliegen. Besser wäre es, alles zu lassen, wie es ist und ihre Tochter nicht zu quälen. Im Gegenteil, man müsse der Kröte viel zu essen geben, damit sie sich nicht allein von dem Blute der Bisenteta nähre, die täglich bleicher und schwächer wurde.

Nachdem die „Soberana“ arm war, so taten sich alle ihre Freundinnen, voll jenes solidarischen Mitgefühls, das dem niederen Volke eigen ist, zusammen, um es der Bisenteta an nichts abgehen zu lassen. Die Fischerfrauen brachten ihre Pasteten, die sie in den feinen Restaurants in der Stadt, wohin nur die Herrschaften kamen, gekauft hatten; wenn am Strande die gefangenen Fische verteilt wurden, dann legte man die saftigsten Stücke beiseite, damit eine gute Suppe für Bisenteta daraus gemacht werde; von den über dem Feuer hängenden Kesseln wurde die stärkste Brühe abgeschöpft und mit aller Vorsicht in die Hütte der „Soberana“ getragen. Am Nachmittag aber nahmen die Schalen mit Kaffee und Schokolade kein Ende. Bisenteta aber wehrte sich gegen diese über-großen Gefälligkeiten. „Ich kann nicht mehr! Ich bin schon ganz voll!“ Aber ihre Mutter schrie sie heftig an: „Gefessen muß werden!“ Sie möge doch daran denken, was sie im Leibe habe... Und während die „Soberana“ derart mit ihrer Tochter zankte, regte sich in ihr etwas wie eine unbewußte, undefinierbare Härlichkeit für das geheimnisvolle Tier, das sich den Leib ihrer Tochter zum Aufenthalt auserkoren hatte. Sie konnte es in ihrer Phantasie deutlich sehen: sie setzte einen Stolz darein. Waren nicht die Augen des ganzen Dorfes auf ihre Hütte gerichtet? Besuchten sie die Nachbarinnen nicht täglich in großen Scharen?

Den Arzt hatte sie bloß ein einzigesmal gerufen, als er gerade vor ihrer Tür vorbeiging. Was konnte auch dieser arme Mann gegen ein so hartnäckiges Tier ausrichten!... Und als er sich gar mit den Erläuterungen, die sie und ihre Tochter ihm gaben, nicht begnügen wollte, sondern noch von einer inneren Untersuchung sprach, da wurde er von der würdigen Wairone nahezu hinausgeworfen. Unerschämter! Der wollte nichts anderes, als ihre Tochter nackt sehen, dieses arme Mädchen, das so schambast war, daß der bloße Gedanke daran es erröten ließ...

An den Sonntagnachmittagen ging Bisenteta in die Kirche, wo sie bei den Töchtern der heiligen Maria kniete. Ihr un-

härziger Leib wurde von den anderen Mädchen bewundert. Alle fragten sie begierig nach der Kröte aus und Wisenteta antwortete ihnen schwermütig, mit schmachendem Gesichtsausdruck. Jetzt hatte sie Ruhe vor dem vermaledeiten Tier. Durch vieles Essen war es noch stärker geworden, ab und zu bewegte es sich auch, aber im großen ganzen bereitete es ihr weniger Schmerzen. Und dann versuchte ein Mädchen nach dem andern mit tastenden Händen die Bewegungen der Kröte zu fühlen und dabei empfanden sie große Bewunderung vor der Superiorität ihrer Freundin. Der Pfarrer, ein einfacher, alter Herr, tat, als ob er sich um die weibliche Neugierde nicht kümmere, und beugte mit düsterer Miene von den Prüfungen, die Gott den Menschen sendet, um sie auf die Probe zu stellen. Am Ende der Predigt stimmten sanfte Stimmen im Chor Hymnen zu Ehren der Muttergottes an. Jede einzelne der anwesenden Jungfrauen gedachte dann jenes geheimnisvollen Tieres und aus ihren unschuldigen Seelen erhob sich ein inbrünstiges Gebet um baldige Erlösung Wisentetas von ihrem schrecklichen Uebel.

Auch Carafosca erfreute sich einer gewissen Popularität von wegen der Krankheit seiner Braut. Die Weiber riefen ihn, wenn sie ihn sahen, und die alten Fischer drängten sich um ihn. Alle fragten ihn nach dem Befinden seiner Braut aus: „Die Arme, die Arme!“ erwiderte er statt aller Antwort und aus dem heiseren Tone seiner Aussprache klang das stärkste Mitleidgefühl heraus.

Eines Abends — der Dorfarzt und ich saßen gerade beisammen vor der Haustür und plauderten von diesem und jenem — stürzte ein Weib auf uns zu mit aufgeregten Gesten. Die Tochter der „Soberana“ sei sehr krank. Man hätte sie ausgefenbet, Hilfe zu suchen.

Der Doktor suchte die Achseln. „Natürlich die Kröte!“ Er zeigte keine große Lust, sich von seinem Sitze zu erheben. Im selben Augenblick erschien ein anderes Weib, das sich womöglich noch erregter gebärdete. „Die arme Wisenteta! Sie liegt im Sterben! Man hört ihr Geschrei bis in die Gasse hinaus! Die verfluchte Kröte frißt ihr Eingeweide auf!“ Von der allgemeinen Erregung mitgerissen, folgte ich dem Doktor. Vor der Hütte der „Soberana“ angekommen, mußten wir uns mit Gewalt den Weg durch eine kompakte Masse von Weibern eröffnen, die sich vor der Tür angeammelt hatten. Ein Schrei voll entsetzlicher Angst, wie ihn nur der schrecklichste Schmerz entlocken kann, drang aus dem Innern der Hütte und erfüllte die neugierige Menge mit schauerndem Entsetzen. Gleich darauf hörte man die grobe Stimme der „Soberana“, die sich in ungehörtm Wehklagen erging. „Ach Gott! mein armes Kind . . . meine arme Tochter!“ Der Arzt wurde von der Nachbarin mit einem riesigen Wortschwall empfangen. Wie eine Rasende wälzte sich die arme Wisenteta auf ihrem Lager. Von Schmerzen überwältigt, verzerrten sich ihre Hügel, kratzen die Augen weit aus ihren Höhlen. Operieren mußte man sie, ihr den Bauch aufschneiden, um den verfluchten Dämon, der sie auffraß, herauszureißen.

Dem Arzte war es gelungen, sich bis zur Kranken durchzuringen, und noch ehe ich ihn eingeholt hatte, hörte ich in dem plötzlich eingetretenen Stillschweigen seine sonore, barsche Stimme.

„Zum Teufel noch einmal! Das Mädel kriegt ja ein . . .“ Noch ehe er vollendet hatte, errieten alle an dem schroffen Tone seiner Stimme, was er sagen wollte. Ein Schrei der Wut ertönte, und der Weiberhaufen geriet in heftige Bewegung. Mit geballten Fäusten, unflätig schimpfend und den Arzt mit mörderischen Blicken betrachtend, kam die „Soberana“ heran. „Sauner! Besoffener! Hinaus aus dem Hause . . . Schande auf das Dorf, daß es einen Menschen, der keinen Glauben habe, in seiner Mitte dulde!“ Wütend wehrte sie sich gegen ihre Freundinnen, versuchte, sich loszureißen, um sich auf den Arzt zu stürzen. Mit ihrem Toben vereinte sich die schwache Stimme Wisentetas, die trotz der Schmerzen, unter denen sie sich krümmte, auf den Arzt schalt: Alles sei Lüge! Er soll weggehen, der böse Mensch! Lügenmaul! . . .

Der Doktor aber ging von einer Seite auf die andere. Dort verlangte er Wasser, hier Leinwand. Seine Stimme klang heftig und befehlend. Auf die Drohungen der Mutter und das Jammern der Tochter, das immer heftiger wurde, achtete er überhaupt nicht. Ein Schrei, der schon mehr ein Heulen war, eine heftige Bewegung in der Menge um den Arzt herum, den ich nicht sehen konnte. „Lügel Lügel böser Mensch! Verteumber! . . .“

Aber jetzt hörte man nicht bloß die Scheltworte Wisentetas,

des unschuldigen Opfers. Mit ihrer Stimme vereinte sich ein Häßliches Getern, das aus Lungen kam, die zum erstenmal die Luft einsogen.

Nun war es an den Freundinnen der „Soberana“, sie zurück zuhalten, damit sie nicht über ihre Tochter herfalle. „Umbringen muß man sie, die Kanaille! Wessen Kind ist es? . . .“ Und aus Schreden vor den Drohungen entschloß sich die Kranke, die noch immer „Lügel Lügel!“ stöhnte, zu gestehen.

Ein Bursch aus der Stadt, den sie seitdem nicht mehr gesehen hatte . . . ein leichtsinniger Augenblick bei Tagesanbruch . . . übrigens erinnerte sie sich nicht mehr. Sie erinnerte sich an gar nichts mehr. Und sie bestand auf diesem Mangel an Gedächtnis mit einer Hartnäckigkeit, als ob darin die einzige Entschuldigung für sie läge.

Die Menge lüchelte sich. Die Weiber verspürten das unübersteigliche Bedürfnis, die Nachricht zu verbreiten. Als wir die Hütte verließen, machte die „Soberana“ mit einer beschämten, weinerlichen Miene Anstalten, vor dem Arzte niederzuknien und ihm die Hand zu küssen.

„Ach, Don Antoni! . . . Don Antoni!“ Sie bat ihn um Verzeihung für ihre Schimpfworte; sie verzweifelte, wenn sie daran dachte, was nun im Dorfe gesprochen werden würde, was sie von den Leuten zu erwarten habe. Morgen würden die Burschen zu den Melobien, die sie beim Ausspannen der Rehe zu singen pflegen, einen neuen Text erfinden! Das Lied von der Kröte! Ihr Leben würde zur Qual werden . . . Die meiste Angst aber hätte sie vor Carafosca. Dieser Wilde sei ihr nur zu gut bekannt. Die arme Wisenteta würde er umbringen, und sie erwarte dasselbe Schicksal, weil sie Wisentetas Mutter sei und nicht besser über ihre Tochter gemacht habe. Ach, Don Antoni! Auf den Knien bitte sie ihn, den Carafosca aufzusuchen. Er, der so gut und gelehrt sei, würde keine Schwierigkeiten haben, ihn durch seine Worte zu überzeugen und schwören zu lassen, daß er sie nicht belästige, daß er sie völlig vergesse. Der Arzt nahm diese flehenden Bitten mit derselben Gleichgültigkeit auf, die er den Drohungen gegenüber bewiesen hatte. Er antwortete barsch. Er würde schon sehen. Das sei eine heikle Sache. Draußen auf der Gasse aber suchte er resigniert die Achseln. „Suchen wir den Kerl auf!“ Wir fanden ihn in einer Taverna, riefen ihn heraus und schritten neben ihm über den finsternen Strand. Der Fischer schien eingeschüchtert, als er sich zwischen zwei in so hohem Ansehen stehenden Personen, wie wir es waren, sah. Don Antonio begann das Gespräch. Er sprach davon, wie weit die Männer den Weibern überlegen wären, daß man die Weiber wegen ihres Mangels an Ernst verachten müsse; dann meinte er, daß es viel mehr Weiber als Männer auf der Welt gebe und daß dies eine gute Sache sei, denn wenn einem ein Frauenzimmer zuwider werde, könne man es dann leicht durch ein anderes ersetzen usw. Schließlich erzählte er Carafosca, was vorgefallen war.

Carafosca schüttelte ungläubig das Haupt und starrte den Arzt an, als verstehe er ihn nicht recht. Nach und nach aber begann es in seinem Hirn zu dämmern. „Teufel! Teufel!“ Er verfechtete sich wütende Faustschläge auf die Stirn und führte dann die Hände zum Gürtel, als suche er darin das gefürchtete Messer. Der Arzt versuchte, ihn zu trösten. Er mühte Wisenteta vergessen. Was würde es auch nützen, sie umzubringen? Hundert andere und bessere Mädchen könnte er statt ihrer bekommen. Es wäre wirklich schade, wenn ein so prächtiger Bursche wie er wegen einer solchen Dirne ins Kriminal käme. Schuld seien eigentlich nur der Unbekannte, der Verführer und auch sie . . . weil sie so leichtsinnig gehandelt habe.

Lange Zeit schritten wir in peinlichem Stillschweigen nebeneinander. Carafosca verfechtete sich noch immer Faustschläge, bald auf die Stirn, bald ins Gesicht.

Auf einmal ertönte in der Stille der Nacht seine heisere Stimme. Er sprach, nicht, wie gewöhnlich, in der Mundart der dortigen Gegend, damit wir ihn besser verstehen könnten: „Soll ich Ihnen etwas sagen? . . . Soll ich Ihnen etwas sagen? . . .“

Er sah uns mit wildem Augen an, als befände er sich dem Verführer seiner Braut gegenüber und wäre im Begriff, sich auf ihn zu stürzen. Man konnte deutlich sehen, daß in seinem schwerfälligen Hirn ein fester, unerschütterlicher Entschluß entstanden war.

„Damit Sie es wissen“, stieß er mit Anstrengung hervor, „jest . . . habe ich sie . . . gerade um so lieber!“

In unserem grenzenlosen Erstaunen konnten wir nichts anderes, als ihm die Hand drücken.

Staat und Boden.

Von Dr. Emil Schöne*.)

Eine Summe von Eigenschaften des Bodens, mögen das solche der räumlichen Ausdehnung, der Lage, der Güte des Bodens, ja der Bodenform sein, sie gehen alle in die politische Idee des Staates mit ein und bestimmen die Individualität seines Lebens. Es gibt Völker mit großräumiger und kleinräumiger Auffassung. Die Nomaden auf ihren grenzenlosen, unüberschaubaren Steppengebilden haben sich zu allen Zeiten der Geschichte durch einen großen Zug ihrer politischen Entwurfe ausgezeichnet; das Gassen an einzelnen, die Fähigkeit im Ausnutzen eines kleinlichen Vorteils, wie man es bei Adorvölkern findet, ist ihnen fremd; ihre Staatenbildungen sind im Rahmen ihrer Zeit immer Großstaaten gewesen. Wo die Güte des Bodens eine rasche Gehaftigkeit bewirkt hat, oder wo die Orographie eines Landes kleine Landschaften absondert, da begeben wir Völkern mit kleinräumigen Auffassungen. Der deutsche Partikularismus, den man so häufig in der Geschichte zu beklagen gehabt hat, ist sicher eine geistige Wirkung des deutschen Bodens. Alle Beschreiber innerafrikanischer Staatenverhältnisse weisen hin auf die Beschränktheit des geographischen und geistigen Horizonts, die gegeben ist in der räumlichen Enge der Miniaturstaaten. Auch aus der Lage eines Landes treten Momente in die politische Idee eines Staates ein. Die Lage am Meere erweitert die Sehkraft eines Volkes und stärkt seine Unternehmungslust und -kraft. Die Malaien sind auf dem Inselchwarzem des Großen Ozeans zu einer hochentwickelten Rasse herangereift. Von den Phöniziern bis zum modernsten Seeboll, den Japanern, haben alle Handelsvölker großen Stils ihren Weitblick aus der Lage ihres Landes am Meere gezogen, und England wäre ohne die Günst seiner Lage heute sicher nicht der erste Handelsstaat der Welt. Die Lage am Rande der Ozeane, wo die Lebensbedingungen des Bodens immer spärlicher werden, erschläft die Völker und erzeugt nur kleinlaut politische Ideen. Niemals wird man im äußersten Norden oder Süden unserer Erde einen kräftigen Staatsorganismus erblicken sehen.

Die geistigen Wirkungen des Bodens reichen aber noch weiter. Das gewohnheitsmäßige Zusammenleben von Staatsangehörigen untereinander in einer bestimmten Zeit und in aufeinanderfolgenden Zeiträumen erzeugt einen Zusammenhalt der Weineinanderlebenden unter sich und mit dem Boden, der um so fester und inniger wird, je länger dieses Zusammenleben andauert. Der Boden liefert einem Volke die Früchte für seine Arbeit; an den Boden knüpft sich die Erinnerung der Ereignisse, die in freudiger oder schmerzlicher Hinsicht tief in das Volksleben eingegriffen haben, und die daher von einer Generation zur anderen weitergetragen werden. In den Boden bettet ein Volk seine Eltern. Und die Pietät gegen frühere Geschlechter, die sich oft bis zum Abentuluss steigert, erzeugt heilige Orte, die vielfach als die stärksten Motive des Festhaltens am Boden im Leben der Völker zu erkennen sind. Die Fähigkeit, mit der die Slaven der kolonialisatorischen Tätigkeit der Germanen im rechtselbischen Gebiete entgegenwirkten, ist sicher zum großen Teile eine derartige religiöse Bodenwirkung. Die Gewohnheit des Zusammenlebens aber auf demselben Boden und die sich einheitlich gestaltende Sprache, bedingt durch wachsenden Verkehr und sich steigenden geistigen Austausch der zusammengehaltenen Elemente, erzeugt schließlich im Verein mit den gestreift religiösen Bodenwirkungen das Nationalgefühl, das beziehungsweise bei Primitivstaaten nicht vorhanden ist und auch bei Kulturvölkern, als politisches Massengefühl wenigstens, erst seit dem 19. Jahrhundert eine größere Rolle spielt.

Der Boden erzeugt bei seiner Verschiedenheit gegenüber der Staatsgrundlage anderer politischer Körper wirtschaftliche Sonderinteressen, die sich zum bewußten Gegensatz entwickeln können und mehr als einmal die Zerreißenheit einzelner Staatsgebilde erzeugt, beziehentlich zu erzeugen versucht haben. Hierher gehört die Losreißung der Vereinigten Staaten von England, der heute noch in der Union lassende Gegensatz zwischen Süd- und Nordstaaten; auch die Trennungsbestrebungen in der britischen Kolonie Queensland auf Australien sind durch den auf Bodengegenständen basierten Interessentritt zu erklären.

Im Verein mit dem Schutzbedürfnis bei der friedlichen Arbeit bilden in einem weiter entwickelten Staate gerade die geistigen Wirkungen des Bodens die stärkste zusammenhaltende Macht. Es ist daher ein Fehler, wenn man vielfach glaubt, im Verlaufe der kulturellen Entwicklung erfolge eine allmähliche Auflösung, eine Befreiung des Staates vom Boden. Das mag wohl hinsichtlich der körperlichen Ernährung der Fall sein, im

*) Wir entnehmen die nachstehenden Ausführungen dem oben in der Sammlung *Natur und Geisteswelt* erschienenen Bändchen: *Politische Geographie*. Von Dr. Emil Schöne. Verlag von W. G. Teubner in Leipzig und Berlin. Preis geb. 1 Mk., in Leinwand geb. 1,25 Mk.)

übrigen aber gilt der Satz, daß mit dem Fortschritt eines Staates Volk und Boden immer inniger sich verschmelzen, daß eine immer größere Annäherung des flüssigen Volkes und des relativ starren Bodens stattfindet, so daß schließlich kein Volk, kein Wasserchen mehr existiert, welches nicht irgendeine Beziehung zum Volksleben besäße. Je mehr die Bodengrundlage in Hinsicht auf das darauf ruhende Volk überwiegt, wie es bei jugendlichen Kolonialstaaten, sowie bei den politischen Gebilden der Jäger- und Hirtenvölker der Fall ist, um so looser ist der Zusammenhang beider; je mehr die Menschen auf demselben Boden im Laufe einer längeren Entwicklung zusammengebrängt worden sind, um so fester und inniger wird der Zusammenhang. Die Innigkeit der Verbindung zwischen Boden und Volk in einem Staate läßt begreifen, wie eine Lösung dieses Verhältnisses den Tod des politischen Organismus zur Folge haben muß. Alle die herrlichen Scharen der ostgermanischen Völkerstämme, die in ihrer Jugendkraft in das sterbende Römische Reich einbrachen und sich trennten von ihrem heimatlichen Boden, haben die Wahrheit dieses Satzes mit ihrem Untergange besiegeln müssen. Ihre Brüder, die Westgermanen dagegen in die Preßion zwischen die römische Militärgrenze am Rhein und die den Ostgermanen nachdrängende slawische Völkerwelle genommen, verdanken dieser Einengung in Mitteleuropa zwischen Rhein und Weichsel ihre bis heute blühende, kräftige Staatenbildung.

Diese einseitige Bedingtheit der menschlichen Entwicklung durch den Boden kann man heute nicht mehr anerkennen. Der Entwicklungsgebante, der unser Zeitalter in allen Wissenschaften beherrscht, ist nicht stehen geblieben an den scheinbar starren Erbformen. Das die heutige Geologie leitende, zum ersten Male durch von Hoff ausgesprochene Gesetz von der Summation kleinster Effekte in den gewaltigen Zeiträumen, die der Entwicklungsgeschichte der Erde für ihre Schlussfolgerungen zur Verfügung stehen, hat die Tragweite geringfügiger Veränderungen am Boden schäpen gelehrt, auch solcher, die von Menschenhand herühren. Und zahlreich sind die Eingriffe, die die Menschheit im einzelnen wie auch in ihrer politischen Organisation am Boden vorgenommen hat. Bekannt ist die Umwandlung der Waldregion Nordeuropas hinsichtlich des Pflanzen- und Tierlebens, ja sogar gewisser klimatischer Eigentümlichkeiten in eine „Kultursteppe“, um einen Ausdruck Marshalls zu gebrauchen. Kanalisationen, Deiche und Dammbauten haben die Niederlande wesentlich umgeändert, wie auch alle die zahlreichen inneren Kolonisationsarbeiten der Dünenbefestigung, der Moorokulturen und der Bruchentwässerungen gewisse Teile von Deutschland erheblich umgestaltet haben. Wie die modernsten Mittel der Technik im Eisenbahn-, Tunnel- und Brückenbau die früher so separierenden orographischen Formen zu überwinden imstande sind, dafür bringt jedes neue Jahr neue Belege.

Das Naturgebiet ist nicht etwas Starres, Festes, sondern es verändert sich mit und durch das Volk. Es ist nicht eine Sache des unveränderlichen Seins, sondern der Entwicklung. Es ist am unentwickeltesten bei primitiven politischen Körpern, die auf weithin gleichbleibendem Boden sich in ihren Eigenschaften einformig wiederholend, in ihrer Kreisform die allerunorganischste Gestalt besitzt. Das Naturgebiet entfaltet sich, wie sich der Staat entfaltet; und es weist seinen differenziersten, von anderen Naturgebieten am weitesten abweichenden Charakter bei allen Kulturstaaten auf. Die Einwirkung der beiden Faktoren im Staate ist also eine durchaus wechselseitige; der Boden wirkt auf das Volk und das Volk auf den Boden. Es erfolgt eine förmliche Vermählung. Beide werden im Laufe der Entwicklung einander immer ähnlicher, so daß schließlich der eine Bestandteil das getreue Spiegelbild des anderen darstellt.

Pflicht.

Eine Federzeichnung von M. Vessel-Gotha.

Jemand in einem versteckten Erdenwinkel am Weltmeer liegt ein kleines, armeliges Fischerdorf.

Die Dörfler, ein wortkarges, doch selbstloses Geschlecht, ringen jahraus, jahrein mühsam und trotz der Meerflut ihre stummten Bewohner ab, um von der Beute schlecht und recht ein kümmerliches und entbehrungsreiches Dasein zu fristen. — Und doch lieben sie dies Meer — das Meer, das sich schon manchen Gefährten der Arbeit und der Sorge aus ihren Reihen zum Opfer erkoren. — Sie lieben es in seiner schimmernden Bläue und sie lieben es, wenn es schmutzige Wellenberge donnernd gegen ihre Gestade wälzt. . . .

Einer verträumten sommerlichen Stille an dem flimmernden Strande wich von Zeit zu Zeit eine scharfe Wö, die in immer kürzeren Pausen wiederkehrte. — Plötzlich und ungestüm sprang der Wind nach Südwest um und fuhr schraubend über die perlenden Wellenkämme, silberne Tropfen in die unruhigen Lüfte werfend.

Höber und böber türmten sich die Wogen, um alsdann groß-

lend gegen das Festland anzustürmen. — Der Wind wuchs mit rasender Geschwindigkeit zum Sturm an und lehnte sich Klagen und stöhnend an die morschen Wiebel der alten Fischerhütten, die ächzend ihm den letzten Widerstand entgegensetzten. Pfeilschnell schossen an dem verbüfferten Himmelsgewölbe felsig gehaltete Wellenfesen dahin und überholten in hastender Flucht die trägen, unheilswangeren, großen Wellenbänke...

Langsam senkte sich die Nacht auf die entfesselten Elemente, gleichsam, als wollte sie mit mütterlicher Güte die aufgeweiteten Naturkräfte unter ihren schützenden Fittichen wieder sammeln...

Fern, ganz fern im Osten begann es bereits wieder zu tagen und noch immer tobte des Sturmes Wüten mit ungeschwächter Kraft fort.

Am Strande standen eine Anzahl Fischer, den Südwesten fest um das stoppelige Rinn geschnallt, und starren unbeweglich in die verdämmernde Ferne...

„Nichts als ein Wetterschein wird es gewesen sein“, hub ein gebeugter, weißhaariger Fischer an, „und du hast uns vergebens gerufen“, wandte er sich an den Jüngling der Gruppe.

„Doch dieser schüttelte nur stumm das Haupt.“

Wiederum vergingen bange Minuten und alle Wäde hingen suchend am Firmament.

Mit einem Male entstand eine jähe Bewegung unter den Versammelten. — „Schiffbrüchig!“ erscholl es wie aus einem Munde, als urplötzlich die eilenden Wellen am zerklüfteten Himmel grell von den allen Fischern nur zu wohl bekannten Lichtsignalen umspiegelt wurden. —

Trotz des noch herrschenden Finsternisses war bald die ganze kleine Gemeinde auf den Weinen und stürzte nach den Dünen, wo man bereits drei Boote — die größten und wetterfestesten des Dorfes — mit fliegender Hast flott zu machen versuchte.

Unausgesprochen huchten die Notsignale jener Unglücklichen, die vielleicht schon den letzten, verzweifeltsten Kampf mit dem rasanten Ungeheuer Meer ausfochten, ob den Häuptern der Fischer an den Wellensäumen entlang...

Mit verdoppeltem Eifer rüsteten die hilfsbereiten, opferwilligen Kapferer zur Rettung, und aus aller Augen leuchtete nur noch das eine, inhaltschwere Wort: Pflicht! —

In seinem behaglichen Kontor sitzt, über Bücher gebeugt, ein Necker und berechnet nach den von seinem Beamtenstab aufgestellten Tabellen den Verlust, den er seihen durch den Untergang eines seiner Schiffe erlitten. —

Mechanisch greift er jetzt nach den Zeitungen, die in ansehnlicher Zahl feinfäuberlich und wohl geordnet auf seinem Schreibtisch liegen, und überfliegt nervös deren Spalten.

„Unverschämtes Vrehegefinde!“ stößt er ächzend zwischen den Zähnen hervor. — „Verpflichtungen ich — gegenüber Witwen und Waisen von Fischern, die bei den Rettungsversuchen meines Schiffswolkes ertrunken!“ — Sababal — Einfach töricht! — — „Gehot ihnen denn nicht ihre Nächstenpflicht den Versuch einer möglichen Rettung?“ — — —

Kleines Feuilleton.

Unberechtigte Furcht vor den Drüsen.

In Heft 1 der *Arena* (Herausgeber Dr. Rudolf Bressler, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) warn Prof. Karl Ludwig Schleich alle Mütter davor, die Drüsen ihrer Kinder, die im Kampfe der gefunden gegen die kranken Blutkörperchen eine so große Rolle spielen, allzu frühzeitig entfernen zu lassen. Er nennt sie Schutzwälle gegen Gefahren, und es wäre fehlerhaft, jede Drüse als eine sofort mit dem Messer zu entfernende Schädlichkeit anzuschauen. Die sogen. skrofulöse Schwellung der Halsdrüsen ist der Ausdruck der abgefangenen Tuberkelbazillen, und die Skrofulose ist die Abwehrmaßregel des Körpers, mittels deren er im Kampfe mit der Tuberkulose siegreich bleiben kann. Sie ist eine sich in den Drüsen abspielende Tuberkulose, die meist auch in ihnen überwinden wird. Mit jeder Lymphdrüse, also, die ich operativ entferne, reiße ich einen Schutzdamm ein, und der moderne Operateur muß es sich dreimal überlegen, einen solchen Filter für Krankheitsstoffe zu entfernen. Erst wenn er durch Eiferschwemmung mit feindlichem Material unbrauchbar geworden ist, muß er fallen, aber nicht einen Augenblick früher. Wir sind drei Fälle von Veräeten bekannt, die wegen Fingerinfektionen sich allzu eilig den ganzen Lymphapparat der betreffenden Achselhöhle entfernen ließen und die nach einer erneuten Infektion an demselben Arm ganz rapid an Blutvergiftung starben, weil ihnen der schützende Filter in der Achselhöhle fortgenommen war. In gewissem Sinne also sind Drüsenentfernungen heilende Vorgänge, ähnlich wie etwa das Fieber ein heilender Faktor ist und in vielen Fällen nicht ohne Schaden bekämpft wird. Die natürlichen Widerstände des Körpers zu heben und zu unterstützen, ist ja die

Hauptfunktion jedes denkenden Arztes, und wie bei den „Drüsen“ ist das Symptom sehr häufig ein Beweis der regulären Selbsthilfe der Natur. Ein Kind, das an skrofulösen Drüsen leidet, muß also als ein Wesen betrachtet werden, das in der Bildung von weißen Blutkörperchen unterstützt werden muß. Netzaniloff hat hierzu selbst die Joghurtmilch empfohlen (ein durch eine spezifische Gefärgung gebildetes Präparat), welche nach meinen Erfahrungen ganz ausgezeichnet wirkt, weil sie nach mikroskopischen Kontrolluntersuchungen die weißen Blutkörperchen vermehrt.

Eine vorgeschichtliche Stadt in England.

Bei der Ortschaft Ballington in der englischen Grafschaft Surrey sind Ausgrabungen ausgeführt worden, deren Ergebnisse für die Beurteilung der vorgeschichtlichen Bewohner Englands als ungewöhnlich bedeutungsvoll bezeichnet werden müssen. Ohne Zweifel gehörten die Leute, die vor rund 2000 Jahren an diesem Plage haupen, der Steinzeit an. Es muß eine kriegerische Sippe gewesen sein, die sich hinter einem Wall verschanzte und Feuersteine und runde Gerölle als Wurfgeschosse benutzte. Die runden Steine wurden wahrscheinlich mit Säulungen geschleudert. Eine große Sammlung von Geräten zeigt, wie diese Urengländer ihre Nahrung zubereiteten. Namentlich sind einige Mahlsteine mit staffelförmiger Oberfläche trefflich erhalten geblieben. Diese Steinzeitmenschen verstanden sich auch schon auf die Herstellung von Ziegeln, die in großer Zahl gefunden worden sind und eine auffällige Ähnlichkeit mit denen besitzen, die aus Schweizer Pfahlbauten zutage gefördert wurden. Leider sind nur wenige Steingeräte erhalten geblieben, obgleich das reichliche Vorkommen von un- bearbeiteten Feuersteinen und Steinplättchen darauf deutet, daß die Herstellung von Steingeräten bekannt war und mit Emigkeit ausgeübt wurde. Besonders merkwürdig ist der Umstand, daß die Ansiedelung dieser Menschen durch die Einschließung in einen Wall einen geradezu städtischen Charakter gehabt haben muß. Bisher ist nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Anlage durchgegraben worden, und es ist daher mit Bestimmtheit zu erwarten, daß hier noch viele Gegenstände von größtem Interesse zutage kommen werden. Diese steinzeitliche Stadt, deren Blütezeit vielleicht in das zweite Jahrhundert vor Christi Geburt fällt, muß sogar schon eine Art von Fremdbandel besessen haben. Wenigstens deutet darauf die Entdeckung einer zerbrochenen Art aus Diorit, einem vulkanischen Gestein, das nur aus dem Ausland hierher gelangt sein kann.

Statistisches über das Frauenstudium.

Nach einer vom preußischen Kultusministerium aufgestellten Statistik ergibt sich im Sommersemester 1911 wieder eine Zunahme der an den preußischen Universitäten studierenden Frauen. Im Sommersemester 1910 betrug ihre Zahl 2635, im Sommersemester 1911 2312. Es bedeutet dies also eine Steigerung um 277. Auf die Fakultäten verteilen sich die studierenden Frauen folgendermaßen: Theologie 29, Jurisprudenz 18, Medizin 268, Philosophie 1997. Die stärkste Zunahme gegen das Vorjahr weist die philosophische Fakultät auf; sie betrug 240. Von den 2312 studierenden Frauen des Sommersemesters 1911 waren immatrikuliert 1760, die übrigen 552 waren als Gasthörerinnen zugelassen. Von den immatrikulierten Frauen entfallen auf die Theologie 12, Jurisprudenz 16, Medizin 253 und Philosophie 1479.

Humor und Satire.

Ueber Simplicissimus! Leutnant v. W. kommt frühmorgens durch Nachtruhe kaum gestärkt, zum Exerzieren. Nur mühsam entringen sich die Kommandorufe seinen bleichen Lippen. Als es kaum bemerkbar ertönt: „Langen gefällt!“ folgt nur ein Teil der Reiter dem Ruf. Wütend wiederholt der Wachmeister das Kommando. Mit müder Geste winkt v. W. ab: „Lassen Sie nur, es wird sich schon rumsprechen!“

Zu dem ob seiner Gutmütigkeit bekannten Hofschauspieler T. in W. kam eines Tages ein recht ärmlich gekleideter junger Mann. Er behauptete, Volksänger zu sein, und bat den großen Kollegen um einen schwarzen Anzug, damit er wieder ein Engagement annehmen könne. T. schleppte auch tatsächlich einen Gehrock an und Stiefel herbei — und gestattete sogar, daß der junge Mann diese Sachen gleich anzog. Nachdem der Volksänger neu gekleidet war, trat er sofort ziemlich selbstbewußt auf und fragte T.: „Sagen Sie, Herr Hofschauspieler, es kommen doch auch arme Leute zu Ihnen?“ — „Wie meinen Sie?“ — „Ach wissen Sie, dann könnt' ich ja mein' Anzug gleich da lassen.“

Pfändung. „Witt' schön, Herr Gerichtsvollzieher, nehmen Sie Platz, und dann nehmen Sie etwas Bemerkung an, und dann werden Sie alles genommen haben, was es hier zu nehmen gibt.“ (Simplicissimus.)

Verantwortlicher Redakteur: Karl Vock in Halle a. S.

— Druck der Halleischen Genossenschafts-Buchdruckerei.